IV. Jahrgang April – Mai 1930 Heft 4/5

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erscheint monatlich / Herausgegeben von
Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider
Arzt in Frankfurt a. M. in Stuttgart

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien I, In der Börse

*

Redaktionelle Zuschriften, Manuskripte usw. bitte zu richten an eines der

Mitglieder der Schriftleitung:

Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud, Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114

Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Gänsheidestraße 47

A. J. Storfer, Wien I, In der Börse

*

Zuschriften in Rezensionsangelegenheiten, Rezensionsexemplare, Manuskripte der Rezensionen bitte zu richten an den:

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien I, In der Börse

---

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17—*	*Warszawa 161.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*

Einbanddecken zum I., II. und III. Jahrgang in Halbleder können vom „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zum Preise von je Mark 3·20 (schw. Frk. 4·—) bezogen werden. — Preis des I. sowie des II. Jg. in Halbleder geb. je M. 13·60 (schw. Frk. 17·—) Preis des III. Jg. in Halbleder geb. M. 16·10 (schw. Frk. 20·10)

In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

„Menstruation" — „Strafen"
„Intellektuelle Hemmungen"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

IV. Jahrgang April—Mai Heft 4/5

Die ersten fünf Lebensjahre

Von Dr. M. D. Eder, London

Aus dem Englischen übersetzt von Luise Zucker (Wien)

Viele sind mit den Resultaten unserer traditionellen Methoden und Gewohnheiten in der Erziehung des Kindes zufrieden, viele glauben, daß Frauen und Männer von Natur aus mit der erforderlichen Kenntnis und Geschicklichkeit begabt sind; man vertraut dem mütterlichen Instinkt, den Jahrhunderte alten Traditionen, die uns die verwendbarsten Methoden überliefert haben. Für das Krokodil oder den Wiedehopf haben sich die äußeren Bedingungen Jahrtausende hindurch kaum oder gar nicht geändert; es ist jede folgende Generation von Krokodilen und Wiedehopfen in ganz gleicher Weise wie ihre Vorfahren aufgezogen worden und dies zweifellos mit sehr großem Erfolg nach den Begriffen der Reptilien und der Vögel. Der Mensch aber hat sich geändert und wechselt beständig seine Lebensbedingungen. Es ist noch nicht lange her, daß er sein Junges nach der Entwöhnung mit einer so unnatürlichen Nahrung wie es die Kuh- oder Schafsmilch ist, zu ernähren begann; und vor kurzem begann er überhaupt erst sein Essen zu kochen. Wechsel folgt auf Wechsel; Methoden, die den Bedingungen früherer Generationen angepaßt waren, sind für die veränderten nicht länger brauchbar. Das ist die Rechtfertigung für jene, die die Tradition verwerfen und sich in Fragen der Kindererziehung der Wissenschaft zuwenden. Vielleicht war es zu Salomons Zeiten richtig und angemessen, nicht mit der Rute zu sparen. „Wer mit Schlägen spart, haßt seinen. Sohn." Vielleicht waren damals Gewalt oder Tod die einzigen Möglichkeiten, aber wenn uns Salomons Erziehungsmethoden in einem durchaus anders gearteten sozialen Leben aufgezwungen werden, müssen wir uns natürlich dagegen verwahren. Die menschlichen Lebensbedingungen ändern sich fortwährend und es wäre wohl nicht unangebracht, das menschliche Geschöpf der Gegenwart als Spielart der Gattung anzusehen, die auf diesem Erdteil vor tausend Jahren

lebte, d. h. wenn wir den Menschen und seine Umgebung als Organismus oder Gattung betrachten; obwohl das seelische Substrat heute beim zivilisierten Menschen wie beim Wilden das gleiche ist und wir allen Grund haben anzunehmen, daß es im wesentlichen auch beim prähistorischen Menschen das gleiche war.

*

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die wissenschaftliche Forschung während der nächsten Generation das Problem der Geschlechtsbestimmung beim menschlichen Lebewesen lösen und so eine neue und grundlegende Änderung in den menschlichen Lebensbedingungen bewirken wird. Es ist bereits bekannt, daß gerade im Augenblick der Befruchtung etwas bestimmt wird, das für das künftige Kind von grundlegender Bedeutung ist. Wenn man auch von allen Unterschieden, allen Ungleichheiten absieht, die auf Mißgunst und Vorurteile zurückzuführen sind, so macht es noch immer einen großen Unterschied, ob man als Knabe oder Mädchen geboren wird; mag sich z. B. der Mann auch noch so sehr wünschen, aus seinem eigenen Körper ein Kind hervorzubringen, bleibt dieser Wunsch (einstweilen) unerfüllbar. Dies wird auch nicht durch die Tatsache wettgemacht, daß die Geschlechtsbestimmung (wieder einstweilen) vom Manne abhängt. Viele Kinder haben darüber nachgedacht, wie sich ihr Leben gestaltet hätte, wenn sie andere Eltern gehabt hätten. Bald werden sie darüber nachdenken, wie es ihnen ergangen wäre, wenn der andere männliche Samen in das Ei der Mutter eingedrungen wäre.

Mit diesem schicksalshaften Augenblick endet jedoch der unmittelbare Einfluß des Vaters auf das embryonale Leben. Es liegen Beweise vor, daß jeder der elterlichen Urstoffe oder Elemente Einheiten seiner eigenen physischen oder geistigen Eigenschaften hinzufügen kann. Aber Eigenschaften, die so unmittelbar vererbt werden, sind außergewöhnlich selten. Es ist in der Hauptsache eine Art chemischer Zusammensetzung, — oder wie es Mark Rutherford richtiger benennt, ein Wunder spiritueller Chemie, — eine Verbindung männlicher und weiblicher Elemente, die ein neues Etwas hervorbringen, das sich von beiden wesentlichen Elementen, die die Biologie im Kind entdeckt hat, unterscheidet.

Neun Monate wird das Kind im Schoß der Mutter getragen; das befruchtete Ei ist bis zu seiner Geburt von den gleichen Bedingungen abhängig wie die Mutter. Starke Gifte wie Masern oder Syphilis gehen auf den Embryo über. Aber feinere Veränderungen beeinflussen den wachsenden Organismus, Störungen des Gefühlslebens können auf dem Weg über eine physiologische Kette, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, ihre Wirkung auf das Kind ausüben. Das ist die Erklärung für die populäre und traditionelle Ansicht, daß seelische Eindrücke der Mutter beim Kind ein Merkmal hinterlassen können. Erblickt die schwangere Mutter eine Deformität, so verursacht dieser Anblick beim Kind keine ähnliche

Deformität; aber Kummer, Unruhe, Freude. Eintracht beeinflussen die Entwicklung des Kindes, ohne spezifische Bedingungen dafür zu sein.

*

Ein Kind ist geboren. Er sieht nicht nach Viel aus — dieser Erbe vieler Jahrhunderte. Das Kind ist in eine neue und grausame Welt gekommen. „Wir schreien, wenn wir geboren werden, weil wir auf diese große Bühne von Narren kommen", ruft König Lear aus. Gestoßen, gezerrt, gequetscht — sich dagegen wehrend so gut es kann, muß das Kind sich plötzlich einer neuen Welt des Lichtes, der Töne und der Temperatur anpassen. Sein Körper muß große Veränderungen erfahren; die Lungen müssen sich weiten und Luft aufnehmen, Herz und Blutkreislauf verändern sich und die Drüsen beginnen zu funktionieren. Die Geburt ist ein wichtiges Erlebnis; wir tun Unrecht, das Kind in diesem Moment als ein stumpfes Wesen anzusehen, das unfähig ist, auf Reize zu reagieren, nur weil wir diese Reaktionen einstweilen nicht genau beurteilen können. Das Verhalten des Säuglings läßt uns etwas von den Vorgängen in ihm ahnen, etwas von dem Wunsch, wieder dorthin zurückzukehren, von wo er gerade hergekommen ist. Lange Zeit hindurch führt das Kind vorwiegend ein Schmarotzerdasein. Nach der Geburt ist es hilfloser als andere neugeborene Lebewesen und bleibt längere Zeit hindurch von der Mutter abhängig, viel länger als andere junge Lebewesen, obwohl es in sich alle Möglichkeiten einer weit größeren Anpassungsfähigkeit an die Lebensbedingungen trägt. Größere und länger dauernde Hilflosigkeit mit größerer Erziehbarkeit sind die Charakteristik des Menschenkindes, verglichen mit den Jungen anderer Arten. Das sind bestimmende Faktoren in seiner Lebensgeschichte; jeder Eindruck in diesen frühen Entwicklungsphasen hat tiefgehende Folgen. Die Geburt ist wohl nur ein Augenblick im Leben des Individuums, das aber doch von allen Begleitumständen seiner Umgebung vor und nach der Geburt bestimmt wird.

Man hat dem Kind alle möglichen, bisweilen ziemlich unsanfte Epitheta gegeben. Rousseau bestreitet, daß das Kind von Natur aus böse sei, wie es manche Theologen behaupten; Freud bezeichnet das Kind als polymorphpervers; Wordsworth findet, daß es in einem Glorienschein einherschwebt; der Soziologe Le Play sagt, die Gesellschaft werde in jeder Generation von einer großen Invasion kleiner Wilden bedroht. Nach den Begriffen des Erwachsenen verdient das Kind vielleicht die meisten dieser Attribute und auch wieder keine von diesen, wenn man einen Augenblick von diesen Richtlinien absieht. Wir wollen versuchen, die Welt vom Standpunkt des heranwachsenden Kindes zu betrachten. Aber wenn wir dies versuchen, dürfen wir nicht erschreckt oder mißvergnügt sein, wenn uns diese Welt eher fremdartig, häßlich, beleidigend und abstoßend erscheint. Ohne Widerwillen leistet die Mutter ihrem Kind Dienste, die die wohlerzogene Welt des Erwachsenen als sehr störend für ihre verfeinerten Empfindungen ansieht. Wenn wir uns dieser Welt seltsamer Tatsachen und Vorstellungen

nähern wollen, müssen wir versuchen, von unseren auf Grund des Intellekts vorgefaßten Meinungen abzusehen, so wie der moderne Physiker uns auffordert, gewisse tief mit unserer Denkungsweise verwurzelte Vorurteile über unsere Stellung im Weltraum zu lassen, wenn wir sein Universum verstehen wollen.

Wir wollen uns in Gedanken damit beschäftigen, was das Leben dem Kind bietet. Zuerst gibt es noch kein Auseinanderhalten zwischen dem, was es selbst und was es nicht selbst ist — die Mutterbrust ist nicht deutlich von seinem eigenen Körper zu trennen. Seine geistigen Funktionen konzentrieren sich auf die Oberfläche seines Körpers, auf die Haut, auf die Mutterbrust und seinen eigenen Verdauungskanal von der Eingangsöffnung bis zum Ausgang oder besonders auf den Eingang und auf den Ausgang. Die ersten angenehmen Empfindungen beziehen sich auf den Mund (und die Haut), ohne mit der Ernährung oder der Nahrungsaufnahme unmittelbar im Zusammenhang zu stehen. Die Reizempfindungen in der Schleimhaut der Lippen und des Mundes werden durch den Vorgang des Saugens befriedigt und ebenso entspringt das erste ernstliche Mißvergnügen, die erste Kraftanstrengung dieser Region. Physiologen und Moralisten schätzen den Tast- und Geruchsinn niedrig ein; vielleicht sind sie es für den Erwachsenen, aber für das Kind sind sie von wirklicher Bedeutung. Der Mund erfüllt einen doppelten Zweck; er dient der Nahrungsaufnahme und ist gleichzeitig die Quelle des Wissens um die Außenwelt; seine Zähne ermöglichen es nicht bloß, die Nahrung zu ergreifen und zu kauen, sondern vermitteln dem Kind das Gefühl der Beherrschung der Außenwelt. Der Säugling quetscht und packt die Brust der Mutter, bemüht sich dieses Ding zu halten, sich das anzueignen, was innerhalb seiner Reichweite liegt. Die Zähne kommen ihm zu Hilfe. Er kann etwas beißen und ergreifen, was nicht er selbst ist. Der Säugling beißt in die Brust, die in ihm so viele erfreuliche Empfindungen ausgelöst hat und demonstriert dadurch ihre Anziehungskraft und seine Liebe für sie; der Säugling beißt in die Brust, wenn sie ihm aus irgend einem Grund entzogen wird, um diese Quelle der Befriedigung nicht zu verlieren. Liebes- und Haßbezeigungen, die sich durch Beißen, durch „Aufessen" des geliebten Objektes kundgeben, sind uns aus dem Leben des Erwachsenen wohlbekannt; die Mutter selbst sagt, wenn sie den Fuß oder die Grübchenhand des Babys in den Mund steckt, es sei so süß, daß sie es aufessen könnte. Bald wird das Kind seine prüfenden und nach Besitz zielenden Wünsche zeigen und alles in seinen Mund stecken, viel weniger in der Absicht, herauszufinden, ob es gut zu essen sei, als um einer bestimmten seelischen Befriedigung willen. Und es kommt ein Moment, in dem der Befriedigung kindlicher Gelüste gebieterisch Einhalt geboten wird: die Brust wird ihm entzogen, das Kind wird entwöhnt. Es ist so leicht, ein Wort zu gebrauchen und so schwer, die Wirklichkeit zu erfassen, die dieses Wort beinhaltet. Was alles die Entwöhnung für das Kind bedeutet, wissen wir noch nicht ganz. Aber wir

können begreifen, daß es die erste große Veränderung nach der Geburt ist und dies in einem Alter, in dem die Seele für den Ausdruck ihrer Empfindungen ein ausgebildeteres Instrument zur Verfügung hat als unmittelbar nach der Geburt. Welche Vorbereitungen immer gemacht wurden, die *Kränkung* ist doch fühlbar, eine Kränkung, die mehr oder weniger von den meisten Kindern überwunden wird, aber doch eine kleinere oder größere Narbe bei allen hinterläßt. Man hat gefunden, daß gewisse Charaktereigenheiten, z. B. unbegrenzter, auch durch gegenteilige Erfahrung nicht beeinträchtigter Optimismus jenem Typus eigen sind, den man als oral-befriedigt bezeichnen kann; es wird immer freigebige Mütter geben, die alle Wünsche ihrer Kinder befriedigen; es ist bekannt, daß bei Menschen, die dem Alkohol oder Rauschgiften verfallen sind, gewisse mit der Säuglingsperiode zusammenhängende Erfahrungen eine überragende Rolle spielen.

Aber die Empfindungen entstehen nicht nur im Gehirn der Säuglinge und kleinen Kinder. Es gibt noch eine Reihe von Empfindungen, die mit dem Ausgang des *Verdauungskanales* zusammenhängen. Das letzte Segment des Darmes ist eine außerordentlich empfindliche Gegend, eine Quelle für Lust- und Schmerzgefühle. Der Durchgang der überschüssigen Abfallsprodukte des Körpers durch diese Zone erzeugt diese Empfindungen und übt nicht bloß auf das augenblickliche Verhalten des Kindes, sondern auf seine Charakterbildung einen weitreichenden Einfluß aus. Und durch diesen Mechanismus wird das Kind neuerlich, und zwar durch ein neues Bindeglied in enge gefühlsmäßige Beziehung zu seiner Mutter (Pflegerin oder Stellvertreterin der Mutter) gebracht. Wie wir wissen, wird das Kind ohne die Fähigkeit zur *Beherrschung seiner Schließmuskeln* geboren; während das Kind diese Beherrschung erlernt (ganz abgesehen von jeder Belehrung seitens anderer), beginnt es an der *Beherrschung der Außenwelt* Befriedigung zu finden, indem es sich seines Darminhaltes entledigt oder ihn zurückbehält. In Verbindung mit diesen Tendenzen der Außenweltbeherrschung — aber nicht identisch mit ihnen — kehren die Elemente der Zerstörung und Grausamkeit gegen äußere Gegenstände vielleicht verstärkt zurück und wandeln sich später durch einen Rückschlag zur Grausamkeit gegen die eigene Person um. Wenn man Frieden in der Welt wünscht, möge man seine Wege durch ein Verständnis für diese ersten anal-sadistischen Phasen im Leben des Kindes breiten. Die verschiedenartigsten Charaktereigenschaften, wie z. B. der Geiz, und die besonders starke Hemmung Briefe zu beantworten, wurden auf Hemmungen im seelischen Wachstum während der anal-sadistischen Entwicklungsphase zurückgeführt.

Wenn es den Anschein erweckt, als hätte ich jenen ersten Quellen des Gefühlslebens einen unverhältnismäßig großen Platz eingeräumt, möchte ich meine Leser wieder daran erinnern, daß alle jene Quellen nicht bloß von entscheidender Wichtigkeit für den künftigen Charakter des Kindes

und des Erwachsenen sind, sondern daß sie gleichzeitig die vernachlässigsten, schwierigsten und verachtetsten, die übersehenen und vergessenen Elemente der Charakterbildung und Gewohnheiten (gleichgültig ob diese als „gut" oder „schlecht" bezeichnet werden) darstellen und selbst für die geistigen Kenntnisse von großer Tragweite sind.

Während die oralen und analen Vorgänge Ansprüche auf volle Befriedigung erheben, verlangen auch die Sexualorgane ihre Anerkennung als Zentren der Befriedigung. Zuerst finden sie, wie jene, Lustempfindungen, die sich auf die anderen Körperteile beziehen, ihre Befriedigung in sich selbst, aber allmählich, so wie es bei jenen anderen der Fall ist, wird die Befriedigung dieser sexuellen Ziele auf ein anderes Objekt, außerhalb des Ich, verlegt. Zum Objekt werden jene Menschen, die nach den gefühlsmäßigen Begriffen am nächsten stehen — Mutter und Vater. Dieser Liebe bleibt zunächst das Geschlecht des Objektes gleichgültig; aber allmählich tritt eine Unterscheidung ein und die Liebe konzentriert sich mehr auf den Elternteil entgegengesetzten Geschlechtes, während der Elternteil des eigenen Geschlechtes teilweise zum Rivalen wird, den man gerne lieben möchte und teilweise zum Gegenstand der Liebe selbst. Wir fangen an zu verstehen, wie kompliziert die Beziehung des Kindes zu Mutter und Vater ist. Die Neugierde nach dem Ursprung der Kinder, der (von Mädchen ebenso, wie vom Knaben gehegte) Wunsch Kinder zu gebären, Phantasien, die sich um das sexuelle Leben der Eltern bewegen, sind an der Tagesordnung. Die Liebe konzentriert sich auf den Elternteil des gleichen Geschlechtes und der entgegengesetzte Teil wird zum Rivalen. Vielleicht ist es noch nicht ganz klar, warum im sogenannten Normalfall diese Beziehung mehr oder minder abgekürzt wird, wenn das Sexualleben des Kindes zwischen $4^1/_2$ und 5 Jahren weniger im Vordergrund steht, obwohl wir recht gut verstehen, was das Vorherrschende dieser Wünsche bei anderen Kindern hervorbringt: sie werden sich mit wechselnder Schwierigkeit unserem sozialen Leben anpassen. Das sexuelle Leben des Kindes (unter 5 Jahren) ist von größter Bedeutung für seine Entwicklung; ein großer Teil der Wünsche und Phantasien werden dem Kinde niemals bewußt und seine Reaktionen auf solche Phantasien werden von dem Kind selbst ebensowenig verstanden wie von seinen Eltern und Erziehern.

Tolstoi schildert seine früheste Erinnerung folgendermaßen: „Ich bin zusammengebunden; ich möchte meine Arme freimachen und ich kann es nicht tun; ich schreie und weine und mein Geschrei ist mir selbst unangenehm, aber ich kann nicht aufhören. Jemand steht über mich gebückt, aber ich werde nicht freigemacht, wie ich es gehofft hatte. Sie glauben, es sei notwendig, mich zusammengebunden liegen zu lassen, während ich weiß, daß es nicht nötig ist und ihnen dies beweisen will; und ich vergehe in lautem Geschrei, das mir selbst zuwider, aber unaufhaltsam ist. Ich fühle die Ungerechtigkeit und Grausamkeit — nicht der Menschen, weil sie mich bedauern, aber des Schicksals und habe Mitleid mit mir selbst.

Ich weiß nicht und werde es nie erfahren, was es eigentlich war; wickelte man mich, als ich ein Säugling war und befreite ich meinen Arm oder war es, daß man mich wickelte, als ich schon älter, ein Jahr alt war, damit ich meine Flechten nicht kratze; habe ich viele Eindrücke, wie es im Traume geschieht, in diese eine Erinnerung gesammelt: jedenfalls ist das eine wahr, daß es mein erster und stärkster Lebenseindruck war. Ich will Freiheit, sie stört niemanden und ich, der Kraft braucht, ich bin schwach und sie sind stark."

Die Wickelbänder wurden entfernt, aber es ist noch vieles fortzunehmen und vielleicht werden wir nie alle scheinbaren Fesseln entfernen, vielleicht mußten die Arme gebunden werden, um Tolstoi daran zu hindern, an irgend einer Wunde zu kratzen — aber wenigstens können wir Liebe mit Einsicht gepaart auf die Leiden des Kindes einwirken lassen.

Der Konflikt der Ursprungstriebe wird einerseits durch die harten Forderungen der Außenwelt unterdrückt, — Forderungen, die sich anzueignen für das Kind schwer genug ist und die es oft überhaupt nicht ganz begreift, — andererseits durch die sich entwickelnden Moralforderungen des Ich. Ob diese Moral ein Teil seiner Erbanlage ist, d. h. ob geistige Eigenschaften ebenso wie physische vererbt werden können, ist noch immer eine Streitfrage; ich glaube, daß die Vererbbarkeit genügend bewiesen ist. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Grundidee der Beherrschung der ursprünglichen Triebe angeboren ist; die Entwicklung dieser Triebbeherrschung geht als Reaktion auf äußere (und innere) Reize vor sich; daher wird sie von den Eltern geformt, wenn auch nicht gerade ausgebildet. Das soll nicht als unmittelbare Erziehung oder als Unterricht seitens der Eltern aufgefaßt werden, obwohl dies natürlich auch ein Faktor ist. Je gründlicher man das frühe Leben des Kindes erforschte, desto früher konnte man das Auftreten der beherrschenden Kraft feststellen, und zwar, wie sich ganz unzweifelhaft ergeben hat, schon im 18. Monat.

Das Kind kommt mit der Fähigkeit zu sprechen auf die Welt, aber die Sprache äußert sich während der zweiten sechs Lebensmonate in einem Gestammel, um sich unter dem Einfluß von Eltern und Erziehern zum Sprechen zu entwickeln. Der Wunsch des Kindes zu sprechen ist angeboren; die besondere Sprache, die es sprechen wird, hängt von der Sprache seiner nächsten Umgebung ab, obwohl die Sprache des Kindes nicht unbedingt eine genaue Wiedergabe derjenigen seiner Eltern sein wird. In ungefähr analoger Weise müssen wir uns den Ursprung und die Entwicklung der Triebbeherrschung vorstellen.

Auf diese Spannung zwischen den Urwünschen und ihrer Unterdrückung durch die beherrschenden Kräfte, sind die Konflikte, die Disharmonien zurückzuführen, die im Kind entstehen und bis in das Leben des Erwachsenen fortgeschleppt werden. Es gibt viele Kämpfe, deren sich das Kind wie später der Erwachsene bewußt ist, aber die enttäuschendsten, unangenehmsten und ganz unlösbaren Disharmonien sind jene, die aus seinen unbewußten

Wünschen entstehen und den Widerständen gegen diese Wünsche, die vielleicht teilweise bewußt sind. Diese unbewußten Vorstellungen konzentrieren sich ursprünglich auf seine Beziehung zu Vater und Mutter, in denen Liebe und Haß, der Wunsch zu töten und zu verletzen, die Angst gekränkt oder verstümmelt zu werden eine führende Rolle spielen. Solche Gedanken kommen dem Kind zum großen Teil niemals völlig zum Bewußtsein; sie äußern sich auf verschiedene, von der allgemeinen Richtung abweichende Arten, in seinem Benehmen, in seinem phantasievollen Spiel, wie auch in der Verwendung seines Spielzeuges und in der Einstellung zu seinem sozialen Leben.

Es kann vorkommen, daß das Kind aus einem Schuldgefühl einer unbekannten Missetat wegen (ihm selbst ebenso unbekannt wie seinen Eltern und Pflegepersonen) irgend etwas tun wird, wofür es sicher eine Strafe erwarten kann; es wird zum Beispiel Geld stehlen. Seine Seele schreit nach Bestrafung, aber unglücklicherweise wird weder der Diebstahl noch die Strafe (Ermahnung, Entzug von Liebe, Prügel) sein Schuldgefühl beschwichtigen.

Ebenso stark als die ursprünglichen Triebe, die Rousseaus Anklage so anschaulich bestätigen, entwickeln sich frühzeitig jene Kräfte, die die Triebe verhindern, sich zu äußern, ohne sie jedoch unwirksam zu machen. Nur zu oft sehen wir, daß den Kräften, die wir als höheren Zwang, als Gewissen, als Über-Ich, als Wunsch nach Strafe kennen, allzuviel zugemutet wurde.

Hier verlassen wir nun das Kind, das zum reifen Alter von ungefähr fünf Jahren herangewachsen ist, mit den wesentlichen, bereits festgelegten Charaktereigenschaften. Was noch kommt, wird vorwiegend ein Ersatz von ähnlichen Eigenschaften sein, eine Entwicklung und Verstärkung der bereits vorhandenen. Eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe setzt ein, in der das Gefühlsleben keinen weiteren Fortschritt macht und das Kind sich nur Kenntnisse und Fertigkeiten aneignet. Noch einmal wird es zu einem Ausbruch kommen, während der Pubertät, in der die ganzen Kämpfe und Spannungen der ersten fünf Jahre wieder durchgelebt werden müssen.

Verweigerte Nahrungsaufnahme

Von Else Fuchs, Berlin

Die erste und wichtigste Aufgabe eines jeden Heilpädagogen, der mit eßunlustigen Kindern zu tun hat, ist, durch genaue Beobachtung des Kindes und seiner Umgebung die Ursache der Eßunlust zu erforschen.

Auf die Appetitlosigkeit als Begleiterscheinung oder Folge anderer Erkrankungen will ich hier nicht eingehen. Akute Magenüberladungen oder fehlerhafte Nahrungszusammensetzungen müssen festgestellt und korrigiert, gewohnheitsmäßig zu große

Portionen abgestellt werden. Auch auf Zwischenmahlzeiten, insbesondere auf Leckereien ist zu achten. In der Familie wird häufig von jeder Mahlzeit viel Aufhebens gemacht. Es wird gelobt, getadelt; viele höchst überflüssige Worte fallen: Das Kind merkt dann rasch, daß es durch seine Einstellung zum Essen seine Umgebung tyrannisieren kann und zieht daraus seine Konsequenzen. Folglich: Niemals aus den Mahlzeiten einen besonderen Akt machen, vielmehr Gleichgültigkeit zeigen. Sehr häufig haben die Kinder allzu zärtlicher Mütter an chronischer Überfütterung zu leiden. Hier wird weniger das Kind als vielmehr die Mutter in taktvoller Weise durch den Heilpädagogen zu beeinflussen sein. Mitunter muß anfänglich die Mutter oder die bisherige Pflegerin sich während der Mahlzeiten entfernen, da das Kind, sobald es sie mit der Nahrung kommen sieht, heftig abwehrt.

Hier empfehlen sich bei meiner Beschäftigung mit eßunlustigen Kindern oft erprobte Kunstgriffe: Änderung 1) des bisherigen Platzes; ist das Kind gewöhnt, auf dem Schoß der Mutter gefüttert zu werden, so setze ich es auf einen Stuhl; 2) der Stellung des Kindes beim Füttern; hat es sonst im Schaukelstuhl, halb liegend, im Kinderzimmer, gegessen, so lasse ich es vielleicht im Wohnzimmer stehend oder herumgehend essen; 3) der Form der Eßgeräte; statt Löffel eine Gabel, statt Teller eine Tasse u. dgl. mehr. In einem von mir beobachteten Falle war die ganze Eßschwierigkeit nichts weiter als eine Idiosynkrasie gegen den Löffel. Die Mutter hatte dem einjährigen Kinde Lebertran, und dann mit dem gleichen Löffel die Nahrung verabreicht. Das Kind nahm die Mahlzeit von einem Briefaufschlitzer, dann von einer Gabel, erst nach Wochen aß es vom Löffel. Jedes Kind hat seine Eigentümlichkeiten, auf die wir einzugehen haben, ohne uns an ein Schema zu halten.

Fehlerhaft und schwer schädigend wirkt jegliche Gewalt wie Anschreien, Schlagen, Nasezuhalten u. dgl. Eine Roheit ist — sie kommt vor — das Eintrichtern des Ausgespieenen von der Serviette in den Mund zurück, auch der Versuch, die Kinder während des Schreiens zu füttern. Es gelingt zwar hier, selbst bei den schluckfaulsten Kindern, einen Teller Brei in sie hineinzubefördern, aber nachfolgendes Erbrechen, vermehrter Ekel und, was das Schlimmste ist, schwere seelische Schädigungen der heftig erregten Kinder sind die traurigen Folgen. Auch hat das Kind einen gewissen Instinkt für Strafen, spürt genau die Inkonsequenz der Mutter, die heute straft, weil sie gerade gereizter Stimmung ist, ein anderes Mal zu derselben vermeintlichen Unart nichts sagt. Ich habe ferner beobachtet, daß schon ganz junge Kinder, bei denen ich wußte, daß niemand im Hause jemals anläßlich einer Verunreinigung am Kleide, oder im Bettchen einen Vorwurf gemacht hat, die Bettdecke sorgsam zusammenfalten, um den Schmutzfleck zu verbergen. Man möchte hier an einen vererbten Instinkt glauben.

Nichtesser durch Anschreien oder Prügel zu strafen, gehört meiner Meinung nach zu den Verbrechen des Erziehers in der Erziehung. Die hier schon vorhandene nervöse Veranlagung wird dadurch nur um so schneller zur ausgebildeten Neurose entwickelt.

Die Unruhe einer nervösen Mutter überträgt sich regelmäßig auf das Kind. Wenn es in solchen Fällen nicht gelingt, den Seelenzustand der Mutter, resp. der Pflegerin günstig zu beeinflussen, oder sie während des Fütterns zur Selbstbeherrschung zu bringen, dann bleibt oft nichts anderes übrig als ein Milieuwechsel.

Die vornehmste Aufgabe jedes Heilpädagogen, der eßschwierige Kinder zu behandeln hat, ist immer, während der Mahlzeiten — gleichgültig wie das Kind sich verhält — unerschütterliche Ruhe zu bewahren. Eine schwere Aufgabe! Ein Erzieher aber, dem dieses nicht gelingt, wird jeden Versuch, hier zu helfen, aufgeben müssen. Halten wir uns an das Sprichwort: *Fortiter in re, suaviter in modo.*

Ehe ich zu Beispielen übergehe, muß ich noch erwähnen, daß viele Eltern meiner kleinen Eßpatienten sich einbilden, daß der Eß-Pädagoge mit einer Zauberhand, so mit Hokuspokus den Löffel zur Hand nehme und — das Kind esse schon,

So leicht geht es nun doch nicht. Es geschieht höchst selten, ja fast nie, daß ich in den ersten acht Tagen selbst füttere. Erst das Vertrauen gewinnen, dann langsam und zart übergehen zur unlustbetonten Nahrungsaufnahme. Den Kindern, die schon etwas Verstand haben, sage ich genau, weshalb wir zusammenkommen, und daß wir gemeinsam suchen wollen, woran es liegt, woher es kommt, daß sie nicht essen können, daß sie erbrechen müssen usw. Daß die Eltern den Zweck meines Kommens nach außen hin und vor dem Kinde verheimlichen wollen, kommt häufig vor; im letzteren Falle wollen sie etwas ganz anderes t o t schweigen. Ich lasse mich nie auf ein solches Geheimnis ein.

Eine sonst Erfolg versprechende Behandlung eßunlustiger Kinder scheitert oft am unbewußten oder sogar bewußten Widerstand der Eltern oder Pflegeperson, weil — wie bereits angedeutet wurde — oft das als lästig empfundene Kind unbewußterweise totgewünscht wird. Ein solcher Fall sei angedeutet.

Man ruft mich in eine Familie, in welcher seit längerer Zeit wegen der Appetitlosigkeit des Kindes „gedoktert" wird. Zur Besprechung bat ich, das eindreiviertel Jahre alte Kind zu entfernen, was mit unverkennbar ironischem Lächeln geschah. Über eine Stunde sprachen die Eltern mit mir, sie wollten mich dreimal täglich kommen lassen. Ich hielt den einmaligen täglichen Besuch für ausreichend. Auf meine Frage: „Haben Sie noch andere Kinder?" erwiderten sie entsetzt; „Nein, na, mehr von der Sorte könnten wir nicht gebrauchen!" Ein elendes, traurig aussehendes Mädelchen mit tiefen Schatten unter den Augen. Sie füttern es mit Gewalt, mit Nasezuhalten, Prügeln und Festhalten. Zum Schluß, da die Leute nicht fragten, sagte ich: „Wir müssen auch über das Pekuniäre sprechen, ich nehme soundsoviel für den Besuch." (Villa, Auto.) Schweigen — und jeder wollte dem andern die Entscheidung überlassen. Da verlor ich innerlich die Geduld und sagte, sie überlegten es sich wahrscheinlich lieber allein und mögen mich um 4 Uhr telephonisch verständigen. Das geschah, aber sie wollten noch mit ihrem Hausarzt sprechen. Der Hausarzt erklärte alles für Unsinn und die Behandlung kam nicht zustande.

F ä l l e:

K a r l: 7 Jahre. Völlig eßunlustig. Sieht blaß aus. Ernährungszustand nicht schlecht. Bei mir spielt er, ißt auch ein wenig. Gar kein Hungergefühl. Als er einmal die Toilette aufsuchte, bitte ich ihn, die Tür ruhig offen zu lassen. „Dann schaust du hinein." — „Ich verspreche dir, daß ich das nicht tue, und damit du mir glaubst, werde ich mich mit dem Rücken zur Tür stellen. So kannst du mich ja genau kontrollieren." Es geschieht. Ich ziehe behutsam einen kleinen Taschenspiegel aus der Tasche und sehe im Spiegelbild, daß Karl v o n s e i n e m K o t i ß t. Ich habe ihn leider übertölpeln und betrügen müssen, aber ich wußte mir keinen anderen Rat. Ein paar Tage später bringe ich das Thema darauf, ob er vielleicht manchmal etwas ißt, was satt macht, aber was man nicht als übliche Speise ißt. „Was meinst du denn?" fragt er mich. „Nun, es gibt doch viele Kinder, die essen Dinge, von denen sie niemandem erzählen." — „Ißt du auch manchmal Dinge, die du keinem erzählst?" — „Nein, ich esse nichts dergleichen, es schmeckt mir so etwas nicht m e h r." — „Hast du früher, als du klein warst, so etwas gegessen?" — „Wahrscheinlich, aber nur, als ich klitzeklein war, als ich größer wurde, hatte ich schon einen besseren Geschmack." Pause. Karl baut wütend an einem Turm

herum, reißt ihn ein, baut höher, haut ihn nieder, spuckt drauf, schmeißt sich auf den Bauch, Leiser Tonfall. „Meinst du Aa (Kot)?“ — „Ja.“ — „Pipi (Urin) sieht aus wie Zitronensaft.“ — „Ja.“ — „Und Babyaa (Säuglingsstuhl) wie Rührei. Walterchen macht Rührei.“ (Kleiner Bruder, Brustkind.) „Ja.“ — „Hast du auch Popel (Nasensekret) gegessen?“ — „Ja.“ — „Wie hat es dir geschmeckt?“ — „Sehr gut.“ — „Aber mir nicht.“ — „So.“

Wir spielen weiter. Nach ein paar Tagen mache ich dem Jungen den Vorschlag, ob er nicht als Hauptmahlzeit das „richtige“ Essen mitessen wolle, und als Nachtisch dann sein „Aa“. Längeres Überlegen. — „O ja.“ — Und so hatte ich ihn so weit, daß er hungrig zu Tisch kam und aß und erst nachher der Koprophagie huldigte. Auf den Rat eines Analytikers wendete ich unsere Gespräche auf Geburt und Zeugung. Karl war im Unbewußten längst gut orientiert. Viele Wochen später fragte ich ihn mal, ob er eigentlich noch sein „Aa“ esse. „Jawohl.“ Jetzt erzählt er mir noch manchmal davon, aber ich weiß, daß es reine Protzerei ist. Das anämische Aussehen ist geschwunden.

*

H e r b e r t: 8 Jahre. Die Umgebung behauptet, Herbert esse nicht. Das erste Mal empfängt er mich mit dem Gruß: „Dowes Schwein, ich fresse doch nicht.“ — „Aber du brauchst doch nicht zu fressen.“ — „Ich ärgere Sie grün.“ — „Warum?“ — „An mir sollen Sie kein Geld verdienen. Sie sind unverschämt teuer, sagt mein Vater.“ Hier ließ ich sofort in der ersten Stunde etwas Essen hereinbringen. „Jetzt esse ich wie ein Schwein.“ — „Aber bitte sehr, Hauptsache, du hast Spaß daran.“ — „Ich nehme mir den Teller unter den Tisch und pinkele (uriniere) hinein.“ — Ich reichte ihm höflich den Teller hinunter. „Bitte schön“, sagte ich. — „Sie sind ja komisch, dowe Nuß. Alle Erwachsenen sind dof.“ — „Hast schon recht.“ — „Sie, wenn ich jetzt mit der hohlen Hand esse, was sagen Sie dann?“ — „Es ist mir doch ganz gleichgültig, ob und wie du ißt.“ So ging es tagelang. Herbert erprobte mich auf jegliche Weise und erfand eine großartige Skala der Abwehrreaktionen, bis er eines Tages wütend auf mich losfuhr: „Ja, womit kann ich Sie denn nun bloß ärgern?“ Er heulte vor Zorn. Von da ab aß er ganz gut. Die Behandlung wurde kurze Zeit darauf abgebrochen, da Musikstunden (!) einsetzten. Ich empfahl für den Buben eine Analyse.

*

N e l l y: 11¾ Jahre. Grenzenlos verwöhnt. All die Leckerbissen sind ihr zuwider: sie bricht, wenn sie bloß schon die Aufmachung sieht. Ich ernähre das Kind fünf Tage lang mit Malzbier, Brot, Kartoffeln, Schmalz, Schabefleisch, Gurke, Zwiebel, Hering — lauter Proletariermenüs, die dort nie ins Haus, geschweige ins Kinderzimmer kamen. Großer Gewichtssturz.

Das Kind war so stark im Widerstand zu den Eltern (oral betont), daß es außer Stande war, i r g e n d e t w a s von ihnen anzunehmen. So konnte es mir, der Fremden, die aus ganz anderem Milieu kam und nichts mit Vater und Mutter zu tun hatte, gelingen, das Kind zum Essen zu bringen. Gewichtszunahme. Ganz allmählich kommen wir an gemischte, normale Kost heran.

*

I r e n e: 5 Jahre alt. Einziges Kind. Schluckt nichts Festes. Der Arzt mußte zur Sondenfütterung greifen, da das Kind in ganz kurzer Zeit 15 Pfund abgenommen hatte. Eine monatelange Analyse kam nicht in Betracht, so lange Zeit durfte nicht mehr gewartet werden. Das Kind war sehr geschwächt. Ich besuchte es zuerst im

Elternhaus. Äußere Widerstände zwangen mich zum Milieuwechsel. So kam ein Kind, das in einem eleganten Villenhaushalt aufwuchs, zu einfachen Leuten — und aß! Ich ging wegen der Schwere des Falles anfangs drei- bis viermal am Tage dorthin, später dreimal wöchentlich. Gewichtszunahme von 11 Pfund. Nach 14 Wochen gingen wir — zum ersten Male zu den Eltern zum Tee. Ich hatte die Freude, daß das Kind von der Kuchenplatte einen Gußzwieback ergriff und losknabberte. Nach wenigen Tagen Übersiedlung ins Elternhaus. Bis jetzt kein Rückfall. Das Kind ist jetzt in Analyse.

*

O s k a r : 1 Jahr. Läuft schon und sieht blühend aus. Die Mama verzieht ihn in strafbarer Art. Der Appetit und die natürliche Essensfreude gingen verloren. Prügelszenen, Wutanfälle des Kindes, die krampfartigen Charakter annehmen. Ich lasse uns z u s a m m e n unser Mittagbrot servieren. Er mustert mich. Ich tue ihm zwei Löffel voll Nahrung auf den Teller. „Nein, nein!" Hopp, runter vom Stuhl. Ich helfe ihm dabei und gebe ihm sein Lieblingsspielzeug, eine Musikpuppe. Sehr erstauntes Beobachten aus großen Augen. Ich esse weiter bis zu Ende, dann setze ich mich zu dem Kinde auf die Erde und spiele. So ging es mehrere Mittagbrote, bis es dem Jungen zu langweilig wurde, er Hunger bekam und „feste mitfutterte."

Es ist möglich, daß hier die Wandlung zur Besserung auf dem Umwege der I d e n t i f i k a t i o n geschah.

*

A n n e l i e s e : 10 Monate. Lehnt jede Nahrung w ü t e n d ab, ganz besonders Gemüse. Vor jeder Mahlzeit lasse ich an einer Sardelle oder an einer Scheibe Gurke lecken, gebe statt Milch Malzkaffee, statt Brei Brot mit Wurst, wickle das Gemüse in Salat, begieße dies mit Tomatensaft. Lasse jeden Zucker fort und gebe viel Butter. Guter Erfolg. Allmählich kann ich die Komödie des Drum und Dran fallen lassen. Anneliese ißt leidlich — nur keinen Spinat.

*

G e r d a : 13 Monate. Schluckt nicht. Wiegt 12 Pfund. Die Mutter sagt: „Es hat sich schon an der Mutterbrust geekelt." — Ob sich die Mutter nicht geekelt hat?! — Das Kind erkennt mich nach wiederholtem Kommen, ißt beim 5. Besuch zwei Löffel. Dann rasch mehr. Nimmt zu. Das atrophische, greisenhafte Aussehen verliert sich. Jetzt war es nur mit allergrößter Schwierigkeit und mühevoller Güte zu ermöglichen, daß das Baby, ohne rückfällig zu werden, von jemand Anderem als mir die Nahrung nahm. Es gelang. Jetzt „soll" es essen. Ich weiß aber nichts sicheres über den weiteren Verlauf.

*

F r i t z : 7 Jahre. Kommt wegen „nervösen Erbrechens" zu mir. Klar zu ersehen: Identifikation mit der schwangeren Mutter, er reagiert am frühen Morgen auf leeren Magen mit Erbrechen, zeitweilig aufgetriebener Leib. Da Fritz körperlich durch sein tägliches Erbrechen sehr elend geworden war, zerstörte mir der Vater mutwillig die Kur durch Konsultation eines Arztes, der eine Liege- und Päppelkur verordnete. Wegen meiner völlig anderen Ansicht gab ich meine Besuche auf. Nach fünf Wochen brachte man mir das Kind noch elender wieder, und ich brauchte die doppelte Zeit wie üblich, um ihn gesund zu machen. Nach elf Wochen täglicher Visite bleibt das Erbrechen dauernd fort. Gewichtszunahme. Der Leib wird während der Behandlung

normal. Hier half, daß Fritz all seine Wut und seinen Jammer ob des neu zu erwartenden Zuwachses ausbrüllen, ausspielen und allmählich aussprechen konnte.

*

M a r t h a H.: 27 Jahre. Völlige Appetitlosigkeit. Deprimiert. Arsenkuren, Salzsäure verfehlen ihre Wirkung. Man schickt Fräulein M. H. zu mir. Im Laufe der Zeit erfahre ich, daß sie sich schüttelt vor Ekel bei dem Gedanken rote Grütze, Gelatinespeisen, Flammerie, Vanilletunke, Gelées — kurz alles „Glibbrige" — zu essen. Sie war, als sie zu mir kam, so weit, in jeder Speise „Glibbriges" zu finden. Mit Abscheu erzählt sie mir, unter starkem Brechreiz, daß sie gestern Abend in einer kleinen Gesellschaft eine — „sämige" — Sauce auf dem Braten bekam. Sie hätte sofort hinaus müssen und erbrechen. „Warum sagen Sie ‚sämige' Sauce?" — „Na, ich meine dicke Sauce." — Aber ich beharrte auf „sämig". Wir kamen auf säen, Samen und — ich wartete geduldig ab. Sieben Visiten später erzählte Fräulein H., wie sie als kleines Kind in der Nordsee auf eine Qualle getreten sei. Sie hatte sich wahnsinnig entsetzt, wollte schreien, die Mutter beruhigte und entfernte die Qualle von der Fußsohle und setzte für Nichtschreien eine Belohnung aus. Neun Visiten später erzählt Fräulein H., daß sie schon als Kind Gelées und Flammeries nicht essen konnte. „War das schon vor Ihrer Nordseereise?" Schweigen. „Vielleicht, das weiß ich nicht mehr."

Wieder tränenreiches Gespräch. „Kein Mann mag mich leiden." Ein Thema, das von sechs Wochenstunden bestimmt vier Stunden ausfüllte. Und nun redete ich, und erklärte ihr den Zusammenhang von Mann — Samenerguß — „sämig" — Qualle — Gelatine.

Es war ein gewalttätiges, grobes Verfahren, aber ich hatte nicht Zeit, Fräulein H. noch länger rapide abnehmen zu lassen. Der Zeitpunkt war richtig gewählt. Fräulein H. begriff, hatte die Einsicht erlangt. Aß von diesem Tage ab alles ohne Widerwillen, sogar auch „Bananen", die sie nicht r i e c h e n und s e h e n konnte.

*

Zum Schlusse fasse ich in aller Kürze zusammen, was mir als unbewußte psychische Verursachungen zu Eßstörungen bekannt wurde, ohne damit die verwickelten Kausalzusammenhänge mehr als anzudeuten.

1) Die Nahrungsaufnahme bedeutet im Unbewußten eine orale Zeugung, deshalb libidinöse Überbetonung des Eßaktes, die nachfolgende Verdrängung und die Eßstörung.

2) Der Kot bedeutet im Unbewußten das eigene Kind und wird gewöhnlicher Nahrung vorgezogen.

3) Aggressionen gegen die Eltern (besonders gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil) lösen den Wunsch aus, sie zu fressen. Dieser Wunsch wird verdrängt. Das Essen wird durch Verquickung des gehaßten Elternteiles mit bestimmten Speisen oder mit der Nahrung überhaupt tabuiert und das Kind reagiert mit Eßunlust.

*

Es gibt Kinder, auch Erwachsene, bei denen die Eßstörung das einzige Krankheitssymptom ist, so daß ihre Behebung als alleiniges Ziel der Behandlung zu gelten hat. Wo eine schwerere Eßstörung Teilerscheinung einer bestehenden Neurose ist, wird man wegen der aktuellen Gefahr sofort mit der Behandlung dieses Symptoms beginnen und später analysieren.

Ein Fall von Schattenangst und Fragezwang

(bei einem dreijährigen Knaben)

Von Ada Müller-Braunschweig, Berlin

Ich möchte vorausschicken, daß es sich in der vorliegenden Arbeit nicht um eine therapeutische Analyse handelt, sondern um Material aus Aufzeichnungen aus einem Tagebuch und um dessen analytische Deutung. Das Kind, von dem ich spreche, ist lebhaft, zugänglich, und zwar als sensibel, aber nicht als besonders neurotisch anzusehen. Die Symptome einer leichten Neurose, die das Kind produziert, würden in einem anderen Milieu wohl gar nicht als solche auffallen, nur als Unarten oder Launen angesehen und entsprechend behandelt werden. Sicher ist aber, daß die Probleme und Schwierigkeiten, mit denen das Kind zu tun hat, in jeder Kinderentwicklung eine Rolle spielen.

Als das Kind etwas über 2 Jahre 7 Monate alt war, begann eine Phobie. Und zwar handelt es sich um eine im Beginn noch ganz geringe, dann aber stärker werdende Angst vor Schatten. Der Angst war im Alter von 1½ Jahren ein auffallender Fragetrieb vorangegangen. Dieser war insoferne auffallend, als der sonst intelligente Junge bis dahin nichts gesprochen hatte, sondern seine Umgebung mit ausdrucksvollen Geberden, Nicken, Kopfschütteln und Quietschen regierte. Er verstand vor dem ersten Jahre alles, was man zu ihm sagte, sprach aber selbst nichts. Als er 1¼ Jahre alt war, wurde seine Schwester geboren. Ich will zunächst etwas von seiner Reaktion auf diese Schwester erzählen. Während der letzten Monate der Schwangerschaft der Mutter wurde der bis dahin leicht zu erziehende Junge außerordentlich schwierig, und zwar vor allem der Mutter gegenüber. Er quälte sie beständig, wollte sich nur von ihr besorgen lassen, immer von ihr auf den Arm genommen werden, er weinte viel usw. Anderen Personen gegenüber war er ruhiger. Während der letzten Zeit der Schwangerschaft der Mutter wurde beobachtet, daß das — noch nicht 1¼ Jahre alte — Kind häufig mit auffällig vorgestrecktem Bauch ging, offensichtlich in Identifizierung mit der Mutter. Einmal legte der Junge, als er auf dem Schoß der Mutter saß und das Ungeborene eine besonders heftige Bewegung machte, plötzlich das Ohr auf deren Leib, horchte gespannt und wurde sehr nachdenklich. Auf das Dasein des Schwesterchens, das in einer Klinik geboren wurde, und das er erst sah, als es 14 Tage alt war, reagierte er zunächst gar nicht. Man glaubte schon fast, ohne Schwierigkeiten über diese erste Zeit hinwegzukommen. Der Junge war gleichmäßig im Wesen und schien die kleine Schwester gar nicht zu beachten. Aber einige Wochen später zeigte er dasselbe Benehmen wie kurz vor der Geburt der Schwester, indem er die Mutter beständig quälte, viel schrie und weinte und das besonders dann, wenn die kleine Schwester genährt oder besorgt wurde. So verlangte er immer, wenn die Mutter die Schwester nährte, eigensinnig Dinge, die er nicht bekommen konnte, oder er wollte ein Spielzeug, das er ebensogut sich selbst nehmen konnte, unbedingt nur von der Mutter gereicht haben und war unglücklich, wenn sie es ihm nicht selbst gab. Später versuchte er dann auch, die Schwester zu quälen, indem er ihr z. B. einmal das Gesicht voll Puder streute oder sie an den Haaren riß oder ein anderes Mal mit einem harten Zwieback heftig über den Kopf kratzte.

Wenn manche Eltern behaupten, ihr Kind habe auf die Geburt des Geschwisterchens nicht feindselig reagiert, so mag das daher kommen, daß die Reaktion in vielen Fällen wie im vorliegenden nicht sogleich eintritt, sondern erst einige Zeit später und dann auch oft in einer nicht immer verständlichen Form.

Erst im Laufe der nächsten Monate besserte sich das Verhältnis des Jungen zu seiner Mutter und damit auch zur Schwester. Er begann, besonders seitdem die Kleine anfing, für seine Begriffe menschlicher zu werden, ihr ein gesteigertes Interesse zuzuwenden, besonders liebte er es, zuzusehen, wenn die Kleine gebadet wurde. Damals — also etwa $1^1/_2$ Jahre alt — begann er zu sprechen und zwar war sein erstes Sprechen ein Fragen: „Dattnda?" (soll heißen: „was ist denn das?") Er fragte unaufhörlich den ganzen Tag, indem er auf Gegenstände im Zimmer zeigte und ungeduldig eine Antwort verlangte. Er wußte genau, *was* das war, wonach er fragte, denn gab man ihm einmal eine falsche Antwort, dann fragte er so lange in weinerlichem Ton, bis er die richtige Antwort bekam. So fragte er nach der kleinen Schwester, auf Nase, Mund, Augen, Beine usw. zeigend. Niemals aber hat er sich nach dem Genitale der Schwester erkundigt, obwohl er damals seinem eigenen bereits starkes Interesse zuwandte. Dieses hartnäckige Fragen machte oftmals den Eindruck des Zwangsmäßigen. Im Laufe der Zeit gab sich die Fragelust ein wenig, das Sprechen machte aber nur sehr langsame Fortschritte, — er verfügte bis zum Alter von zwei Jahren und drei Monaten nur über 15—20 Worte, — bis der Junge dann plötzlich zu sprechen begann und in kurzer Zeit sich ausgiebig und in regelrechten Sätzen verständlich machen konnte. Gleichzeitig ebbte die Fragelust fast völlig ab.

Er war 2 Jahre 7 Monate alt, als die Angst vor dem Schatten begann. Zuerst ganz harmlos damit, daß der Junge ein Tuch nahm und im Kinderzimmer den Schatten von der Wand wischen wollte. Auf die Frage, was er denn da wolle, erklärte er in weinerlichem Ton: „Der Ssatten muß da weg!" In der folgenden Nacht wachte er laut schreiend auf und ließ sich nur schwer wieder beruhigen. Darüber befragt, warum er so geweint habe, sagte er, an der Wand sei ein Schatten gewesen, und den wollte er nicht sehen. Nach langer Zeit erst war er wieder zu bewegen, ins Bett zu gehen und zu schlafen. Es kam von da an gelegentlich vor, daß das Kind nachts mit Angst aufwachte und vom Schatten sprach. Häufiger allerdings schlief es durch. Es schien nicht, als ob das Kind ständig in einer ausgesprochenen *Angst* vor Schatten lebte, eher könnte man sagen, sie waren ihm *unangenehm* oder *peinlich*.

Kurz vorher hatte das Kind begonnen, ein sich steigerndes Interesse für die Geschlechtsunterschiede zu zeigen. Es verlangte danach, mit ins Badezimmer zu kommen, wenn der Vater oder die Mutter badeten. Aus der Überlegung heraus, daß man es nicht vorzeitig mit Verboten einschüchtern wollte, hatten die Eltern dem Kind zunächst nicht gewehrt, wenn es versuchte, mit ins Badezimmer zu kommen. Das heißt, sie hielten es *vorläufig* nicht für richtig, früher als etwa im 3. Jahr dem Kind in dieser Beziehung ein Verbot zu geben. Bereits mit 1 Jahr 10 Monaten drängte sich Heini mit ins Badezimmer, als die Eltern zum Baden hineingingen, sah sie nackt und sagte, auf das Genitale des Vaters deutend: „Dattnda?" — „Das ist das Zipfelchen", wurde ihm geantwortet. Darauf stellte er zunächst fest, daß er selbst auch ein Zipfelchen besitzt und wandte sich dann zur Mutter, sah sie aufmerksam an, zeigte auf ihr Genitale und schüttelte den Kopf. Als er später wieder — $2^1/_2$ Jahre alt — in das Bade-

zimmer kam, sah er den nackten Vater genauer an und sagte zufrieden: „Vater hat ein Zipfelchen", schaute dann zur Mutter herüber, sah sofort wieder weg und sagte weinerlich: „Mutter nis". Noch einmal zurückblickend, sagte er: „baba!" und wandte sich ab. Nach diesem Vorkommnis hielten es die Eltern für besser, seine Besuche im Badezimmer möglichst einzuschränken, was wahrscheinlich schon früher hätte geschehen sollen.

Einen Monat vor Eintritt der Angst ereignete sich der Tod seiner von ihm sehr geliebten Großmutter, von dessen direktem Eindruck man ihn natürlich fernhielt, den er aber, da sie in derselben Wohnung starb, doch miterlebte, und der augenscheinlich auf ihn einen starken Eindruck machte. Seine Reaktion auf dieses Erlebnis scheint mir mit der Schattenangst deutlich in Verbindung zu stehen. Während der Junge sonst gern und viel bei der Großmutter war, ging er zwei Tage vor ihrem Tode nicht mehr in das Zimmer, trotzdem man es ihm nicht verweigert hätte, fragte auch nicht mit einem Wort nach ihr, selbst nicht nach ihrem Tode. Er war aber in den letzten Tagen sehr aufgeregt, schrie in der Nacht viel und ließ sich nur schwer beruhigen. Am Todestage selbst war das sonst lebhafte Kind ganz still, saß, was früher nie vorgekommen war, stundenlang in einer Ecke des Kinderzimmers und sang leise vor sich hin. In den nächsten Tagen war er völlig gleichmäßig im Wesen, nur am Tage des außerhalb stattfindenden Begräbnisses war das Kind, obwohl die Eltern schon mehrere Tage von Berlin abwesend waren, plötzlich wieder genau so erregt und unglücklich wie vor dem Tode der Großmutter. — Zwei Monate nach diesem Erlebnis — also 2 Jahre 8 Monate alt — verstärkte sich die oben beschriebene Abneigung vor Schatten zu einer ausgesprochenen Angst davor. Es begann damit, daß sich der Junge eines Abends nicht zu Bett legen wollte, immer wieder zu weinen begann und rief: „Da Ssatten, nich zu Bett, Heini will raus!" Angesichts der großen Aufregung des Jungen blieb nichts weiter übrig, als ihn aus dem Kinderzimmer herauszunehmen. Er hatte nun aber in keinem Zimmer Ruhe, überall waren „Ssatten". Das erste Zimmer, in das man ihn brachte, war das, in dem die Großmutter gestorben war, und das seitdem täglich auch von dem Jungen neben dem Kinderzimmer als Wohnraum benutzt worden war. Jetzt aber wollte er hier nicht bleiben und weinte vor Angst, weil auf dem Sofa „Unnas (d. h. der Großmutter) Ssatten war". Schließlich beruhigte er sich und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen der Mutter und ihm. M: „Warum hast du den Schatten nicht gern?" H: „Ssatten is beese mit Heini." M: „Aber es ist doch ein lieber Schatten." H: „Is ein lieber Ssatten, Heini will ihn anfassen!" M: „Ja, faß ihn nur an." H (in großer Angst): „Nein, nich anfassen, nich anfassen!" Kurze Zeit darauf: „Heini möchte gern das Zipfelchen anfassen." M: „Ja, das darfst du auch." H: „Aufmachen!" (Er wollte, die Mutter sollte ihm das Nachthöschen aufknöpfen.) Das geschah, darauf H. in großer Angst: „Nein, nich anfassen das Zipfelchen, schnell zumachen!"

Er ließ sich erst wieder beruhigen, als der Vater nach Hause kam und ihm versprach, er würde die Schatten alle fangen und in die Tasche stecken. Das „Fangen der Schatten" genügte für die nächsten drei Tage, dann aber wirkte es nicht mehr. Die Eltern mußten etwas anderes erfinden. Am Tage war die Stimmung ziemlich gleichmäßig, nur dann und wann kam die Angst zum Vorschein. In dieser Zeit trat bei folgender Gelegenheit Angst auf: Er saß im Kinderzimmer, sah zu seinem großen Teddy hinüber und rief angstvoll immer

wieder: „Fanz, Fanz!“ Allem Anschein nach hatte er Angst vor dem Schwanz des großen Bären. Er untersuchte seine kleinen Teddybären und stellte befriedigt fest, daß diese im Gegensatz zu dem großen keinen „Fanz“ hätten. Einige Tage später beobachtete die Mutter, daß er den großen Bären auf die Seite legte, ihn aufmerksam besah und plötzlich weinte: „Fanz, Fanz!“ Er hatte dem Bären den Schwanz abgerissen und war sichtlich erschreckt darüber. Teddybären ohne Schwanz nannte er seitdem „liebe“ Teddy und blieb vor jedem Spielwarengeschäft stehen, um festzustellen, ob die ausgestellten Bären Schwänze hätten oder nicht.

Der Schattenangst sind die Eltern einige Tage dadurch begegnet, daß der Schatten „zu Bett gelegt wurde“, was den Jungen beruhigte. Eine Analyse, die sich auf sprachliche Mitteilungen hätte stützen können, war nicht möglich, weil Heini zwar sprach, aber nur über einen sehr geringen Wortschatz verfügte und daher nicht genug erzählen konnte, um sich klar mitzuteilen und im übrigen auf Fragen negativ reagierte. Fragen nach dem „Warum“ verstand er kaum. Man mußte sich darauf beschränken, gelegentlich im geeigneten Augenblick eine vorsichtige Deutung zu geben und verhielt sich im übrigen abwartend.

Er unterschied jetzt einen „lieben“ und einen „bösen“ Schatten, je nachdem er selbst ruhig oder ängstlich eingestellt war. Die Angst wurde für eine Zeit lang besser, um dann nach vierzehn Tagen erneut hervorzukommen. Dazwischen lagen einige Erlebnisse des Jungen, die deutlich seine Kastrationsangst zeigen:

1) Er sieht ein Bild seines Vaters an und sagt: „Vater hat keine Hände.“ Er wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Vater auf dem Bild sogar sehr deutlich Hände hat. H. besteht jedoch darauf, daß der Vater keine Hände habe. Darauf sagt der Vater: „Ach, du meinst, der Vater hat kein Zipfelchen!“ Darauf lacht H. und stößt plötzlich heftig gegen des Vaters Schoß und sagt: „Da, Zipfelchen, anfassen.“

2) Alles, was wie ein Loch aussieht oder überhaupt jedes Loch ist „böse“. Er wollte einige Tage nicht baden, weil, wie er sagte, das Ausflußloch „beese zu Heini guckte“.

3) Er kommt zur Mutter, zeigt ihr einen Bleistift, dessen Spitze abgebrochen ist und sagt: „Die Pitze is zebochen, das is ein beeser Ssatten.“

4) Beim Frühstück aß Heini ein Brötchen. Plötzlich sah er ängstlich zum Vater herüber und sagte: „Vater nich wegnehmen das Brot.“ Man beruhigte ihn und sagte, daß der Vater ihm doch nie etwas fortnähme, fragte aber doch: „Hat denn der Vater dir schon mal was weggenommen?“ Darauf sagte H.: „Vater hat Bleistift wegnehmen.“ Tatsächlich hatte der Vater, als der Junge vor einigen Tagen eine Tischdecke mit einem Kopierstift beschmierte, ihm diesen etwas gewaltsam fortgenommen, aber nicht so, daß man die darauf folgende laute Verzweiflung hätte verstehen können. Eben in dieselbe Zeit fallen die ersten deutlichen Äußerungen des Ödipus-Komplexes, trotzdem der Junge manifest sehr an seinem Vater hängt. So eines Morgens, — $2^3/_4$ Jahre alt, — als der Vater gerade fortgegangen war, sagte H. zu seiner Mutter: „Wollen mal einen neuen Vati kaufen, der is nich ssön!“ Auf die Frage, was denn mit dem Vater geschehen solle, wenn er ihn nicht mehr möchte, meinte er: „Den wollen wir auf den Boden stellen.“ Er wollte also den Vater dorthin bringen, wo alles Gerümpel hinkam. Eine ähnliche Tendenz, den Vater zu beseitigen, zeigt sich in folgendem: Nach einem nächtlichen Aufschreien fragt man ihn: „Warum

hast du denn so geweint heute Nacht?“ H: „Nich mehr allein sslafen.“ M.: „Aber du schläfst doch gar nicht allein, dein Schwesterchen ist doch auch im Kinderzimmer.“ H.: „Nein, nich bei Itti, bei Mutter sslafen.“ Vater: „Und wo soll der Vater bleiben?“ H.: „Vater kann weggehen!“

Nach kurzer Unterbrechung folgte wieder eine Periode großer Schattenangst, die sich aber in nichts von der vorhergegangenen unterschied. Man konnte das Kind zwar im allgemeinen beruhigen, wenn man abends das Licht brennen ließ, aber die Angst war deutlich wieder stärker geworden.

Bald darauf, — 3 Jahre alt, — äußerte er Fragen über den Unterschied der Geschlechter. Die Frage, wer einen Penis habe und wer nicht, wurde endlos variiert. Die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft mußte herhalten zu der Frage: „Hat die Tante so und so ein Zipfelchen?“ Antwort: „Nein, Heini, sie hat keins.“ — „Aber der Onkel so und so hat eins?“ — „Ja, der hat eins.“ — Eines Tages setzte er sich auf die am Boden spielende kleine Schwester und sagte: „Die Itti hat aber ein Zipfelchen!“ Auf die Frage, wo das denn sei, erklärte er: „Wenn Heini sich auf den Rücken von der Itti draufsetzt und immer drauf rumhopst, denn kommt das Zipfelchen raus.“ Ein anderes Mal kam er zur Mutter und begann unaufhörlich zu fragen: „Wo ist die Eisenbahn?“, „Wo ist die Untergrundbahn?“, „Wo ist der Autobus?“ usw. Und plötzlich: „Wo is Mutters Zipfelchen?“ Antwort: „Aber Mutter hat doch keins.“ H.: „Aber wo i s Mutters Zipfelchen? Sie muß doch aa machen!“ Auf die Antwort der Mutter, daß sie doch zu diesem Zwecke ein kleines Loch habe, sagte H.: „Das is böse, das Loch.“ Sein ständiges Fragen und immer wieder Fragen machte fast den Eindruck, als ob das Kind die Hoffnung nicht aufgäbe, es könne doch mal eine Frau kommen, die einen Penis habe.

Nach diesen Fragen, die deutlich hießen: „Wo ist der Penis der Frau?“, ging die Angst fast vollständig zurück. Gelegentlich nur waren noch Anzeichen davon zu spüren. So z. B., daß er nachts aufwachte und dringend nach Licht verlangte, weil „eine böse Luft im Zimmer sei“, oder daß er in der Badewanne erklärte, das Abflußloch sei böse. Aber er war im ganzen gleichmäßig im Wesen und ohne eigentliche Angst. Nur daß jetzt der Fragezwang, den er mit $1^1/_2$ Jahren gezeigt hatte, verstärkt wieder einsetzte. Nun fragte er nicht mehr: „Was ist das?“, sondern von allen Dingen: „Wo ist das?“ Das direkte Fragen nach der Beschaffenheit von Mann und Frau hatten aufgehört, dafür ging es jetzt um das geographische Problem. „Wo is der Kurfürstendamm?“, „Wo is der Grunewald?“, „Wo is der Alexanderplatz?“, „Womit muß man da fahren, wenn man nach Charlottenburg will?“ Oder, wenn jemand verreist war: „Wo ist der Großvater jetzt?“ „Wo ist das Tirol?“ „Wo ist das Österreich?“ usw. Es half wenig, daß man die Fragen auf ihren Ursprung zurückzuführen suchte und ihm sagte: „Du willst ja nur wissen, wo das Zipfelchen ist?“ Zuerst lachte er darüber und hörte wirklich für einige Zeit mit dem Fragen auf, dann aber wehrte er derartige Bemerkungen ärgerlich ab und fragte nur um so eindringlicher. Die Fragen waren zeitweise ausgesprochen sog. „dumme“, d. h. unsinnige Fragen. Z. B.: „Wo is Vater jetzt?“ Antwort: „Vater ist in seinem Zimmer.“ H.: „Und wo is Vaters Zimmer?“ (Er kannte es natürlich sehr genau.) Antwort: „Aber du weißt doch, wo Vaters Zimmer ist.“ H. (ungeduldig und weinerlich): „Sag' doch Heini, wo i s Vaters Zimmer?“

Es folgten nun, deutlich voneinander getrennt, mehrere Perioden des Fragens.

Zuerst — im Alter von $3^1/_4$ J. — die Frage: „Was sagen die Leute, wenn H. dies oder jenes tut?" Zum Beispiel: „Was sagen die Leute, wenn Heini alle seine Spielsachen aus dem Fenster wirft?", oder: „Was sagen die Leute, wenn Heini das Haus umwirft, alles in der Wohnung kaputt macht?" usw. Fast immer betraf die Frage, auch wenn sie nicht gerade auf schwere Zerstörungen ausging, verbotene Dinge. Die Antwort war ziemlich genau festgelegt, sie mußte heißen: „Die Leute sagen, das soll H. aber nicht tun", oder: „die Leute sagen, das ist aber schlimm vom H.", oder ähnlich. Eine ungenaue Antwort, z. B.: „Die Leute finden das nicht schön", ließ er nicht gelten. Die Leute mußten etwas sagen. Antwortete man aber auf eine solche Frage seinerseits (z. B.: „Was sagen die Leute, wenn H. seine Milch umgießt?") etwa: „Die Leute sagen, das ist gar nicht schlimm, das kann mal passieren", so war er sichtlich unbefriedigt. Auf diese Art des Fragens, die eine Zeitlang stereotyp und fast ausschließlich vorgebracht wurde, folgte: „Wer hat das gemacht?" Z. B.: „Wer hat den Tisch gemacht, wer hat das Haus gemacht, wer die Fenster, das Licht usw." Diese Fragen waren genau so häufig und zwangsmäßig wie die vorhergegangenen. Nach längerer Zeit erfolgte seitens der Eltern der Versuch einer Aufklärung, zunächst auch in der Frageform: „Weißt du denn eigentlich, wer den Heini gemacht hat?" Die Antwort kam sehr schnell. „Den Heini hat der Bumbam gemacht." (Der Bumbam ist ein Kater, den der Junge sehr, wenn auch ambivalent, liebt und von dem er weiß, daß er vor ihm da war.) Frage des Vaters: „Wie hat denn der Bumbam das gemacht?" H.: „Das hat er so gemacht (zeigt eine lange Nase) und dann hat er so gemacht (beschreibt mit der Hand einen Halbkreis vor seinem Leib, als ob er einen dicken Bauch zeigen wollte), und dann war der Heini da." Auf weitere Fragen ging er nicht ein, wiederholte aber später immer wieder, wenn man mit der Gegenfrage kam, der Bumbam habe ihn gemacht. Er fragte in dieser Zeit auch häufig danach, wie es gewesen sei, als er ganz klein war, was er gesagt und getan habe, und was er „noch nicht konnte". Während eines Spazierganges, als sein hartnäckiges Fragen nach dem „wer hat das gemacht", kein Ende nehmen wollte, sagte der Vater zu ihm: „Ich glaube gar nicht, daß dich der Bumbam gemacht hat, ich glaube, das war anders. Als du noch ganz klein gewesen bist, da hast du in Mutters Bauch gelegen, bis du groß genug warst und heraus konntest." Die Antwort des Jungen darauf war eine heftige Abwehr: „Nein, da ist Heini gar nicht gewesen, Heini weiß doch alleine, wo er gewesen ist!" Und, da man gerade am Grunewaldsee war, ließ er seine Katzentheorie fallen und erklärte: „Heini ist im Grunewaldsee gewesen, und dann ist er da aus einem Loch rausgekommen." Er lenkte darauf schleunigst von diesem ihm sehr unangenehmen Thema ab und wollte nicht mehr darüber sprechen. Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Aufklärung wiederholt, worauf der Junge lachte und sagte: „Das ist aber komisch — nein, Heini ist gar nicht in Mutters Bauch gewesen!" Es wurde in den nächsten zwei Wochen, da das Kind ja ganz augenscheinlich die Aufklärung nicht annehmen wollte, nicht mehr darüber gesprochen. Trotzdem war von da ab eine Auflockerung im Wesen des Jungen zu merken. Er war heiterer, das Gesicht hatte nicht mehr den vorher häufigen grüblerischen Ausdruck, er begann, mit viel Ausdauer und Phantasie zu spielen. Das war vorher nicht so deutlich der Fall gewesen.

Mit $3^1/_2$ Jahren ist die Frage nach dem: „Wer hat das gemacht?" ganz ge-

schwunden, dafür tritt neuerdings die Frage in den Vordergrund: „Wie wird das gemacht?“ „Wie wird ein Licht gemacht, wie wird ein Schlüssel gemacht, wie wird Apfelmus gemacht, wie ein Bett?“ usw. Er verlangt ganz präzise Erklärungen darauf und gibt sich mit denen zufrieden. Aber der Gesamteindruck geht doch dahin, daß man ihm bald auch das „wie“ (nämlich wie das Kind in den Bauch seiner Mutter hineingekommen ist), auf das sich doch sein Fragen eigentlich beziehen muß, wird erklären müssen. Daß er sich mit der Frage nach der Herkunft der Kinder beschäftigt, geht daraus hervor, daß er einmal spontan fragt: „Ist das aa im ganzen Bauch drin?“ Auf die Antwort, daß er nicht zu fürchten brauche, die kleinen Kinder lägen mit dem Stuhl zusammen, sondern hätten ein besonderes Stübchen, sagte er spontan: „Erzähl noch mehr vom Bauch!“ und war sichtlich erleichtert. Daß er über die Aufklärung weiter phantasiert, sieht man daran, daß er eine Phantasie erzählt, in der „ein Mann ihn mit einer großen Stange hinten herein gepiekt hat“. Sicherlich hängt mit seiner Sexualforschung und mit seinen Phantasien über die Geburt der Kinder sein neues Interesse für die Menge der Exkremente zusammen. Während er vorher seinem Stuhlgang so gut wie gar kein Interesse zuwandte, nie das, was er produziert hatte, ansah, sondern fortging, ruft er jetzt das ganze Haus zusammen, damit man die Menge bewundert. Er berichtet genau, ob es „viel oder wenig“ war und ist besonders stolz, wenn es (was sich dann in seiner Phantasie noch enorm vergrößert) „recht viel“ gewesen ist.

Vielleicht hängt damit folgende Beobachtung zusammen: Das Kind galt für musikalisch, hörte Musik sehr gern, sang, ohne sprechen zu können, alle Melodien richtig nach und verlangte den ganzen Tag, daß ihm vorgesungen wurde. Das änderte sich plötzlich im Alter von etwa 2 Jahren 7 Monaten. Das Kind verlangte nicht mehr nach Musik, sang nur selten und wehrte heftig und sehr unwillig ab, wenn man ihm etwas vorsingen wollte. Scheinbar ist es die Erleichterung durch die Aufklärung, die bewirkt, daß der Junge plötzlich wieder großes Interesse an Musik bekommt, sehr viel Musik hören will und den ganzen Tag selbst singt. Es mag aber auch mit dem neuerwachten Interesse für anale Dinge zusammenhängen, bei denen ihn besonders anale und andere Geräusche stark zu interessieren beginnen. Häufig ist jetzt die Frage: „Wie macht die Untergrundbahn?, wie hat das Auto eben gemacht?, wie klingt es, wenn Vater lacht?, wie weint die Itti?“ Oder: „Das hat eben so ähnlich geklingt, wie wenn eine Elektrische fährt.“

Daß Heini sich für den Aufenthalt des Kindes im Mutterleib interessiert, zeigt folgender Traum, den er eines Morgens erzählt: „Vater, da ist mal ein Bahnhof gewesen, der war ganz dunkel. Gar kein Licht war da drin. Der Zug hatte auch kein Licht. Das war aber kein Zug von der Untergrundbahn, auch keine Rauch-Eisenbahn, auch keine Stadtbahn. Das war ein Haar-Zug.“ Auf die Frage des Vaters, was das denn für ein Zug gewesen sei, sagte er: „Der Zug hatte unten dran lauter Haare.“ (Vater: „Solche wie ich habe?“) H.: „Nein, solche dunklen wie Mutter. Der Zug ist aus dem dunklen Bahnhof rausgekommen.“ (Vater: „Du meinst, der Zug ist da rausgekommen, wie das kleine Kind aus der Mutter?“) H.: „Ja, wie bei Vater.“ (Vater: „Ich kann aber kein Kind kriegen, das kann nur die Mutter.“) H. unwillig: „Doch, Vater muß das auch können!“ (Vater: „Aber Vater hat doch ein Zipfelchen, da kann doch kein Kind rauskommen!“) H.: „Ist das aus dem kleinen Loch bei der Mutter herausgekom-

men?“ Es wird ihm dann, als ihm das merkwürdig vorkommt, und als er sagt, das ginge doch nicht, erklärt, daß bei der Geburt sich diese Teile bei der Mutter weiten, damit das Kind herauskann. Er lacht darauf und sagt: „Dann spuckt man und dann ist das Kindchen da. Das ist ein Automat, da steckt man oben zehn Pfennig rein und unten kommt ein Sahnebonbon raus.“

Vierzehn Tage nach diesem Gespräch fragt er wieder endlos: „Wie wird ein Bett gemacht?, wie wird Wolle gemacht?, wie wird eine Apfelsine gemacht?“ usw. Endlich fragt die Mutter: „Wie wird denn der Heini gemacht?“ H.: „Das weiß Heini doch nicht, sag Heini doch mal, wie er gemacht wird.“ Die Mutter erklärt ihm darauf, die Mutter habe im Bauch Eierchen, aus denen ein Kind wachsen könnte, wenn der Vater Samen dazu gäbe. Den Samen gebe der Vater aus dem Zipfelchen in die Mutter hinein. (Samen, z. B. der von Blumen, ist ihm bekannt.) Er fragt darauf: „Aber wo tut Vater den Samen mit dem Zipfelchen rein? Und wie macht er das? Spritzt das raus?“ Nach präziser Beantwortung dieser Fragen durch die Mutter sagt er: „Heini will das auch mal machen.“ Die Mutter sagt ihm darauf, das könne nur ein Mann, kleine Jungen hätten noch keinen Samen. Darauf er: „Denn will Heini aber groß werden, und wenn er denn groß ist und Samenkörnchen hat, denn macht Heini ein Kindchen, und denn ist Heini ein Vater.“ Das ist seit langem das erste Mal, daß der Junge, der seit längerer Zeit sich dagegen gewehrt hat, groß zu werden, wieder den Wunsch äußert, erwachsen zu sein. Einige Stunden später wiederholt er der Mutter: „Und denn sind bei Mutter lauter kleine Eierchen, und wenn denn der Same kommt, denn wird ein Kindchen.“ Dann: „Mutter, was heißt eigentlich Hochzeit?“ Antwort: „Wenn zwei Menschen sich lieb haben und zusammen wohnen wollen und Kinder haben wollen, dann machen sie ein Fest, weil sie sich darüber freuen, und das nennen sie Hochzeit.“

*

Versuchen wir die Schwierigkeiten des Kindes zu verstehen. Sie sind wesentlich durch die Phobie und die gehemmte Sexualforschung repräsentiert. Nach allem, was man weiß, haben Milieueinflüsse kaum zur Entstehung der Phobie beigetragen. Das Kind wird mit Verständnis und Liebe, aber nicht mit einem Übermaß von Zärtlichkeit behandelt. Die Mutter kümmert sich nicht ausschließlich um die Kinder. Alle Menschen, mit denen das Kind zu tun hatte, standen ihm wohlwollend, aber nicht verwöhnend gegenüber. Die Reinlichkeitsgewöhnung verlief normal, aber da sie ohne Anwendung von Zwang vor sich ging, nahm sie einen für übliche Begriffe langen Zeitraum ein, d. h. das Kind war erst mit 3¹/₄ Jahren sauber. Dem natürlichen Bewegungsdrang des Kindes sind keine Grenzen gesetzt worden. Der Junge hat niemals Kastrationsdrohungen erhalten. Damit ist aber nicht gesagt, daß er nicht bestimmte Äußerungen, die nicht als Kastrationsdrohungen gemeint waren, als solche aufgefaßt hat. In einem bestimmten Alter sind alle Kinder, vor allem Jungen, besonders empfänglich für Drohungen und fassen aus ihrem Schuldgefühl heraus jeden Vorwurf, auch wenn er nicht als Kastrationsdrohung gemeint ist, als eine solche auf. So wird Kastrationsangst entstehen, ob die Eltern es wollen oder nicht. Dies wird deutlich aus dem Erlebnis des Jungen, der fürchtete, der Vater würde ihm etwas fortnehmen, weil er ihm einige Tage vorher den Bleistift genommen hatte. Als sicher ist anzunehmen, daß Onanie und Kastrationsangst einen wesentlichen Teil zur Entstehung der Phobie beigetragen haben. Das Kind onanierte am Tage

selten, häufiger im Schlafe. Die Verbindung zwischen seiner Onanie und seiner Schattenangst mag die Beobachtung hergestellt haben, daß der Penis bei der Erektion größer und nachher wieder kleiner wird. Die erste Angst trat ja vor einem Schatten an der Wand neben seinem Bettchen auf. Das Kind mochte fürchten, sein Glied könne auch einmal so verschwinden wie der Schatten. Aus der beginnenden Ödipuseinstellung heraus mag der Schatten den Vater repräsentieren, der ihm „böse" bei seinem Tun zuschaut. Die Ödipuseinstellung wird ja deutlich in der Szene, in der er den Vater in die Rumpelkammer stellen will oder dort, wo er sagt „Vater kann weggehen", damit er bei der Mutter im Zimmer schlafen kann. Daß er sich an Stelle des Vaters phantasiert, geht aus Folgendem hervor: Er wollte während des Spaziergangs nicht laufen und legte sich, sobald die kleine Schwester einmal aus dem Wagen gehoben wurde, in diesen, ließ sich zudecken, das Verdeck hochstellen und fahren. Als die Mutter ihm, der sonst gerne groß sein wollte, darauf sagte: „Wenn du aber immer im Wagen liegst, dann bist du gar kein großer Junge, dann bist du ein kleines Baby", antwortete er darauf: „Nein, du (er nannte sich damals „du") kein goßer Junge, du goßer Mann. Vater keines (kleines) Baby". Er war damals $2^1/_2$ Jahre alt.

Provozierend auf das Entstehen der Angst hat gewirkt, daß er die Eltern nackt sah und vor der penislosen Mutter erschrak. („Mutter nis, baba!") In dem „dunklen" Schatten kehrt die dunkle Genitalbehaarung der Mutter wieder. Einen Monat nach dieser für ihn eindrucksvollen Situation ist die Schattenangst aufgetreten.

Nach psychoanalytischer Auffassung tritt neurotische Angst auf infolge eines Kampfes des verdrängenden Ichs gegen die Sexualität. Der Impuls zur Verdrängung kam von der Sorge um die Erhaltung des Penis, an dessen Verlustmöglichkeit das Kind vom Momente an glauben mußte, da es die penislose Mutter und Schwester sah. Das Angstsymptom entstand als Signal des Ichs auf diese drohende Gefahr. Schon bei dem $1^1/_2$jährigen Kind sehen wir als Zeichen der Verdrängung die auffallende Tatsache, daß es nach dem Genitale der Schwester nicht hinsah und nicht fragte. Die Kastrationsangst des Kindes zeigt sich immer wieder, so in der Angst des Jungen um den abgerissenen Schwanz des Bären und in seinem Interesse dafür, ob die Spieltiere Schwänze hätten oder nicht. Aus den Erfahrungen der Analyse wissen wir, daß die Kastrationsangst u. a. aus Reaktion auf den Wunsch zu kastrieren entsteht. Heini zeigt diesen Wunsch deutlich, wenn er auf dem Bild des Vaters das Vorhandensein der Hände des Vaters leugnet und die Deutung des Vaters dadurch bestätigt, daß er den Vater gegen den Schoß stößt. Sein Nicht-Anerkennenwollen der Penislosigkeit der kleinen Schwester ist ein weiterer Beweis seiner Kastrationsangst.

Einen gewissen Zusammenhang zwischen seiner Angst und dem Tode der Großmutter läßt die Tatsache annehmen, daß der erste schwere Angstanfall erst nach deren Tod auftrat. Seit jenem besonders bemerkenswerten Angstausbruch, bei dem das Kind deutlich darauf hinweist, daß für ihn das Anfassen des Schattens gleichbedeutend ist mit dem Berühren seines Gliedes, hatte er auch eine Verbindung seiner Schattenangst und dem Tode der Großmutter verraten: Er will nicht im Zimmer bleiben, weil er auf dem Sofa den Schatten der Großmutter glaubt. Möglich ist, daß er bei dem letzten Besuch bei der Großmutter ihren Schatten an der Wand sah und seine damals im Beginn stehende

Angst sich steigerte, als dieses zusammen auf ihn eindrang: der Schatten und der Eindruck der schwerkranken Großmutter, deren Kranksein und von ihm Abgewandtsein er irgendwie spüren mochte, vielleicht gerade wegen der Mühe, die sie sich gab, dem Kinde noch Freundliches zu sagen. Ferner möchte ich vermuten, daß das Fortsein der Großmutter sich für ihn mit dem Erscheinen und Verschwinden eines Schattens assoziieren mochte. Mit dem Tode der Großmutter erlebte er den Beweis, daß etwas Liebes verschwinden kann.

Ein interessantes Problem knüpft sich an die Furcht vor dem für ihn scheinbar existierenden Schatten der Großmutter im ersten Angstausbruch. Er setzt also wie die Griechen Schatten und Seele der Verstorbenen einander gleich. Er scheint auch Seele und Luft einander gleichzusetzen, wenn er später einmal in der Nacht nach Licht verlangt, weil „eine böse Luft im Zimmer ist".

Die Tendenz des Kindes, seine sexuellen Interessen zu verdrängen, zeigt sich neben seiner Schattenphobie in der Hemmung seiner Sexualforschung. Diese läßt sich erkennen, wenn wir sein Sprechen und Fragen verfolgen. Das erste, womit sein Sprechen begann, war ein Fragen: „Dattnda?" („Was ist denn das?") Ein Fragen, das, wie ich annehme, aus einer inneren Not geboren ist. Das Kind versucht, sich über die Umwelt, die es nicht mehr versteht, zu orientieren: Die Mutter, deren Schwangerschaft ihn ja offenbar beeindruckte, verschwindet für 14 Tage und kommt verändert wieder. Ein Schwesterchen ist plötzlich da und hat an der Stelle, wo er sein Genitale hat, scheinbar nichts. Diese Wahrnehmung muß ihn offenbar so erschreckt haben, daß er sie nicht anerkennen mochte und versuchte, sie zu verleugnen. So kam es, daß er nach allem, was er sehr wohl wußte, immer wieder zwanghaft fragen mußte, nur nicht nach dem ihn beunruhigenden — dem Genitale. Die Geburt der Schwester hat dem Kind zu schwere Probleme gestellt, als daß es damit ohne Hilfe der Verständigungsmittel der Erwachsenen fertig werden konnte. Die Gesten genügten nicht mehr. Man konnte dem Kinde bei der Lösung der Fragen, die es beschäftigten, nicht helfen, solange es nicht sprach und auch nicht direkt fragte. Man konnte z. B., wenn der Junge kurze Zeit nach der Geburt der Schwester anfing, den Frauen unter die Röcke zu sehen, nur vermuten, daß er feststellen wollte, ob alle Frauen ein solches Genitale hätten wie die Schwester. Oder wollte er forschen, ob die Frauen ein Kind verbergen? Notgedrungen also, da das Kind ohne Benutzung der Sprache von außen her keine oder nur wenig Hilfe bekommt, erlernt es das Sprechen. Interessanterweise aber stellt nun das Kind die neuerworbene Fähigkeit, zu sprechen und zu fragen, nicht immer in den Dienst seiner Sexualforschung. In den Perioden aber, wo ihm das gelingt, ist seine Phobie schwächer. So können wir vermuten, daß die Angst es ist, die sein Forschen hemmt.

Auf das „Was ist das"-Fragen folgte ziemlich unmittelbar der Beginn der Phobie, während welcher das Fragen zunächst aufhörte. Nach längerem Bestehen der Phobie und damit verbundener Kastrationsangst begann er wieder mit der Frage nach dem „Wo". Damit setzte wieder eine deutliche Hemmung der Sexualforschung ein. Wir haben dann bei dem Jungen eine Zeit des Fragens, in der er seine sexuellen Interessen ungehemmt äußert. Das Fragen: „Hat die Tante . . ., hat der Onkel ein Zipfelchen?", wird gewagt, nachdem augenscheinlich seine Angst und Schuldgefühle geringer wurden. Die Mutter hatte gesagt, er dürfe sein Glied anfassen, hatte ihm, der dem Bären den

Schwanz abriß und weinte, versichert, daß ihm niemand sein Zipfelchen wegnehmen würde, der Vater ergriff seine Partei gegen den Schatten, und ferner konnte das Kind ungestraft seine aggressiven Tendenzen gegen den Vater richten. Die Frage nach dem Zipfelchen, die der sachlichen Orientierung zu dienen schien, führte aber doch nicht zu dem gewünschten Erfolg, daß der Junge den Unterschied der Geschlechter als etwas Natürliches, mit keiner Gefahr Verknüpftes anerkennt. Er leugnet, daß die kleine Schwester und die Mutter kein Glied haben. Er muß es leugnen, denn die Frage, die sich dann ergäbe: „Wo ist das Zipfelchen geblieben?", erregt zu große Angst. — Die Frage nach dem Geschlechtsunterschied wurde abgelöst durch eine Periode der Angst, während der der Fragezwang nachließ, denn die Auskunft der Mutter, daß sie wirklich kein Glied habe, konnte seine Kastrationsangst ja nicht zum Verschwinden bringen. Danach aber setzen die Fragen wieder ein, wenn auch durch Verdrängung des eigentlichen Inhaltes in ganz andere Bahn gelenkt. Er fragt nun: „Wo ist Berlin, wo ist die Potsdamerstraße?" usw., und zeigt, daß wahrscheinlich die dazwischen liegende Angstperiode das Interesse des Kindes vom Sexuellen weg zum nicht-sexuellen Inhalt der Zwangsfrage gelenkt hatte. Wir halten es für selbstverständlich, daß ein starkes geographisches Interesse — wie es hier in den Fragen nach dem „Wo" sichtbar ist — bei einem dreijährigen Kinde nicht primär ist, sondern einer Verdrängung entstammt, und wissen, daß ein solches sich regelmäßig aus dem Sexualinteresse entwickelt. Was später, nach guter Überwindung des Konfliktes bestehen bleibt, kann als Sublimierung angesehen werden. Die nächste Periode des Fragens hat im Mittelpunkt die Frage: „Was sagen die Leute dazu?" Das Kind verlangt darauf eine Antwort in dem Sinne, daß die Leute sein Tun nicht gutheißen und es verurteilen. „Die Leute" sind wohl für ihn eine höhere Instanz als der Vater, eine Instanz, die seine phantastischen Missetaten, „wie das Haus umwerfen", „den Flieger kaputtmachen", usw. deutlich verbietet, während Vater und Mutter Duldung zeigen. Man kann in diesen Fragen „was sagen die Leute" den Beginn der Einordnung in die soziale Macht sehen, die von dem Einzelnen Verzicht auf seine sadistischen Wünsche fordert, und es sieht so aus, als ob das Kind nach dieser Macht verlangt, damit sie ihm mehr, als das die Eltern tun, bei Abwehr seiner aggressiven Tendenzen behilflich sei. Es läßt sich ohne Analyse nicht sagen, wie das Kind zu der Erwartung der verbietenden Umwelt gekommen ist. Vielleicht, daß ein harmloser Ausspruch eines Erwachsenen: „Was werden die Leute sagen?" dem Kinde den Eindruck gab, daß auch die Erwachsenen ihre Verbieter haben.

Das Kind ist drei Jahre fünf Monate alt, als es zu der Frage nach der Entstehung der Kinder vordringt. Das ist nicht überraschend früh. In dieser Zeit äußern viele Kinder jene Neugier, viele allerdings, so wie dieses Kind, nicht in der eigentlichen unentstellten Frage. Statt direkt auf die Frage hinzusteuern, die ihn allein interessierte, quälte der Junge sich und die Umwelt mit abwegigem Forschen, das ihn schließlich doch nicht befriedigen konnte. Daß es bei dem Kinde nur ein vorgeschobenes Interesse ist, wenn es nach dem fragt, der dies oder jenes gemacht hat, geht daraus hervor, daß es nach erhaltener Antwort sich nicht weiter für die Sache interessierte, sondern zu einer anderen Frage überging. Man brauchte ihm nur irgend eine Antwort zu geben, um ihn für den Augenblick zufrieden zu stellen, z. B. brauchte man ihm auf die Frage, wer

etwa den Schrank gemacht habe, nur zu antworten: „der Tischler", und er war, auch ohne zu wissen, was ein Tischler ist, beruhigt. Allerdings nicht wirklich, so daß er gleich darauf zur nächsten Frage greifen mußte. Der Versuch der Eltern, den Fragezwang zu verändern, indem sie ihrerseits an den Jungen die Frage nach s e i n e r Entstehung stellten und ihm damit den Sinn seines Fragens bewußt machten, hatte immerhin den Erfolg, daß der Junge seine Geburtsphantasie mitteilte und dann in seinem Forschen weiterging. Er mochte den Kater als seinen Erzeuger angeben, weil er, als er einmal nach dessen Vergangenheit gefragt hatte, von der Mutter zur Antwort bekam: „Der Bumbam war schon da, als du noch nicht da warst." Aber seine Gesten (lange Nase, Halbkreis vor dem Bauch), die er machte, als er den Vorgang einer Geburt erklären wollte, und seine Angabe, er sei zuerst im See gewesen und dann aus einem Loch herausgekommen, zeigen, wieviel Richtiges der Junge bereits ahnt. Trotzdem das Kind die Aufklärung abwehrte und auch anscheinend zuerst nicht annahm, muß sie verändernd und erleichternd gewirkt haben. Das zeigt auch die Umwandlung der Frage nach dem „wer" in ein „wie", die man als einen Fortschritt ansprechen muß. Auch die Frage „wie wird ein Kind gemacht" wird nicht direkt gestellt. Auch hier erfolgt auf die Gegenfrage der Eltern, wie denn der Heini gemacht ist, unwillige Abwehr. Trotzdem ist auch hier, da er bei der Frage beharrte, das Schlußstück der Aufklärung gegeben worden.

Daß er über den Koitus weiter phantasiert, geht aus folgendem hervor: Er kommt zur Mutter und fragt: „Mutter, wenn Heini auf den Schienen geht und denn kommt ein D-Zug und da drin sitzt Vater und Mutter, was ist denn?" Die Mutter versteht seine Frage nicht sogleich und sagt: „Ja, wenn Heini nicht gleich von den Schienen runtergeht, dann wird er wohl überfahren." Darauf H.: „Aber das ist doch nicht richtig. Vater hat das ganz anders gesagt, wie Heini ihm das erzählt hat. Vater hat gesagt: Dann ruft Vater und sagt: Heini, k o m m s c h n e l l r e i n z u u n s i n d e n Z u g, sonst wirst du überfahren." Es läßt sich wohl mit Sicherheit aus dieser Phantasie entnehmen, daß der Junge in ihr — mit den Mitteln der Traumbildung — dem Wunsche Ausdruck gibt, beim Koitus der Eltern mit dabei zu sein. Er geht zunächst zum Vater, trägt ihm diesen Wunsch vor und erhält von ihm in der Antwort; „K o m m s c h n e l l h e r a u f z u u n s, sonst wirst du überfahren", quasi die Erlaubnis, mit dabei zu sein. Die Antwort der Mutter, an die er sich dann wendet, ist, da sie ihn nicht versteht — oder nicht verstehen will? — weniger befriedigend für ihn, sodaß er sich bei ihr auf die Erlaubnis des Vaters beruft.

Ich möchte noch hinzufügen, daß seit diesem letzten Stück der Aufklärung sich die Spiele des Jungen merklich geändert haben. Während er vorher fast ausschließlich Fahrzeuge (Eisenbahn, Elektrische, Untergrundbahn, Auto, Flieger) gebaut und mit ihnen gespielt hatte, fängt er jetzt an, anderes (Häuser, zoologische Gärten, Straßen usw.) zu bauen.

Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis

Von Hans Kalischer, Nordhausen

I

Jugendliche Verbrecher

A) Die Entwicklung eines Vagabunden

Ein schwer verwahrloster junger Mann kam als Achtzehnjähriger zu uns in die Anstalt. Boris ist von wildem ungezügeltem Temperament, durchaus intelligent, wenn auch sprunghaft im Denken und in der Wahl seiner Interessen. Bei der ersten Begegnung mit ihm ist man erstaunt, einen so höflichen, ja liebenswürdigen, verständigen und interessanten jungen Mann vor sich zu haben. Obwohl im Ausland geboren und erzogen, spricht er gewandt deutsch und blendet im Gespräch durch rhetorischen Schwung und eine farbenreiche Phantasie. Kennt man ihn länger, so wird hinter der dünnschichtigen brillierenden Oberfläche bald das Dumpf-Triebhafte, Unberechenbare seines Wesens sichtbar. Er, wie der größte Teil der Kriminellen dieser Gruppe, hat sich durch Eigentumsvergehen zu Hause und an anderen Orten unmöglich gemacht. Um mit seiner Geschichte vertraut zu machen und ihn gleichzeitig selbst reden zu lassen, zitiere ich einige wesentliche Teile aus seiner autobiographischen Beschreibung. Sie ist trotz seiner sonst üblichen Phantastereien im Kern wahrheitsgetreu.

Aus der Autobiographie

„Das erste, an was ich mich erinnern kann, ist das Leben mit meinem ersten Vater. Das war so. Wir lebten in B . . . Mein Vater war Journalist bei einer Zeitung. Er war sehr leichtlebig und ein großer Säufer. Das Geld, das er für seine Werke bekam, verbrauchte er auf unsinnige Weise. Wir bekamen des öfteren nichts davon zu sehen. Natürlich war so ein Leben für meine Mutter eine kolossale Plage. Sie wußte manchmal nicht, von wo sie für mich und meine beiden Brüder das Brot herschaffen sollte. Mein Vater war öfters auch über Nacht nicht zu Hause. Er soll die schrecklichsten Dinge getrieben haben, so erzählte mir meine Mutter später.

Eines Tages waren mein Vater, meine Mutter und ich im Kaffeehaus, wo wir öfters hingingen. Wie wir uns so unterhielten, steht meine Mutter plötzlich auf und bittet die beiden Herren, die am Nebentische saßen, um ein Buch, das sie sich ansehen wollte. Die Herren gaben es ihr, und so kam man bald in ein Gespräch. Ich war damals erst sechseinhalb Jahre alt und kann mich nicht mehr erinnern, über was man sprach. Ich weiß nur, daß die beiden Herren am nächsten Tage zu uns zum Tee kamen. Einer davon ist mein jetziger Vater. Ich weiß nicht, ob das mit dem Buche Zufall war oder nicht, ich jedenfalls glaube und bin davon überzeugt, daß es keiner war. Die beiden Herren kamen von da ab öfters zu uns, besonders der eine. Eines Abends, als mein Vater nicht da war, kam dieser Herr, er hieß (Name des jetzigen Vaters), wieder zu uns und unterhielt sich mit meiner Mutter. Ich weiß nicht, was weiter war, aber als ich am nächsten Tag in die Schule ging, ging er auch ins Büro. Ich glaube ihn aber bestimmt vorher in Papas Bett gesehen zu haben. Von

da an kam er fast jeden Tag zu uns, und eines Tages sagte uns unsere Mutter, daß wir zu ihm Onkel sagen sollten.

Eine Nacht ging es bei uns sehr bewegt her, nämlich mein Vater und meine Mutter zankten sich wieder. Ich dachte mir nichts, da es öfters vorkam, daß der Vater meine Mutter sogar heftig schlug. Es war dieses Mal eine große Aufregung. Ich hörte einen Wagen vorfahren und wieder wegfahren. In der Frühe war mein Vater nicht da und ließ sich nie wieder blicken. Nachdem mein Vater verschwunden war, übersiedelten wir in ein anderes Haus. Von da an lebte dieser Herr immer bei uns. Er aß bei uns und schlief auch da. Es war in dieser Zeit etwas los, nur konnte ich das mit meinem kindlichen Verstand nicht fassen und nicht begreifen, was los sei. Man war sehr aufgeregt. Meine Mutter ging öfters über den Tag mit diesem Herrn weg und kam sehr spät nach Hause. Auch waren des öfteren bei uns fremde Leute zu sehen. Später erfuhr ich, daß das der Ehescheidungsprozeß zwischen meiner Mutter und meinem Vater gewesen ist. Nämlich meine Mutter hatte meinen Vater verklagt. Dieser war mit der Scheidung einverstanden, aber er verlangte mich. Das heißt ich sollte bei ihm bleiben. Meine Mutter wollte mich aber auch. Der Prozeß wurde zugunsten meiner Mutter entschieden, und ich blieb bei ihr. Nachdem das vorüber war, entstanden andere Sorgen: nämlich meine Mutter sowie mein erster Vater waren beide aus alten jüdischen Familien, mein zweiter Vater war aber ein strenggläubiger Katholik.

Jetzt, damit meine Mutter mit meinem zweiten Vater heiraten konnte, mußte sie in die katholische Kirche eintreten, so wie diese das vorschreibt. Dazu gehörten aber Religionsunterricht des Neuen Testamentes und Lernen des Katechismus. Darum ging ich mit meiner Mutter des öfteren zu unserem katholischen Geistlichen in B . . . und lernte da die katholische Religion kennen. Stets werden mir die angenehmen Stunden, die ich mit dem Geistlichen verbracht habe, im Gedächtnis bleiben. Er schenkte mir öfters Bilder und kleine Bücher, und so gewann ich ihn sehr schnell lieb, wie das so Kindesart ist. Und so rückte einer der wichtigsten Tage meines Lebens, einer der vielleicht wie kein anderer auf mich wirken wird, heran. Eines Morgens wurden wir alle drei Brüder schön angezogen. Meine Mutter und der Herr zogen sich auch schön an, und so fuhren wir alle in die katholische Kirche. Dort trafen wir uns mit einer anderen Familie, die unsere Taufpaten werden sollten. Wir wurden da in einer Reihe aufgestellt, und der Pfarrer taufte uns so, wie es die Kirche vorschreibt. Nach der Taufe war aber noch immer keine Ruhe im Hause. Jetzt wurden Vorbereitungen zu der baldigen Hochzeit meiner Mutter mit diesem Herrn gemacht. Und diese waren nicht weniger aufregend. Wir bekamen jetzt neue Möbel und eine schönere Wohnung. Zu dieser Zeit ging ich in die erste Klasse der B . . . er deutschen Volksschule. Es ist logisch, daß man sich in diesen Zeiten nicht viel um mich gekümmert hatte und ich etwas in die Gesellschaft der sogenannten Straßenkinder gekommen war. Daher führte ich schon in der ersten Klasse ganz tolle Streiche auf. Ich rannte aus der Schule weg, machte meine Aufgabe nicht, trieb mich auf den Straßen herum und anderes. In der Zeit heiratete meine Mutter und ich bekam meinen zweiten Vater. Dieser nahm mich jetzt, nachdem alles erledigt war, etwas strenger in die Zucht, und da ging meine neue Erziehung an, die ich, nebenbei gesagt, niemals verstanden habe und auch nicht verstehen werde. Also ich bekam eine Gouvernante, die mich wie ein Küken unter ihre Flügel nahm. Sie ging mit mir in die Schule, sie holte mich aus der Schule ab, sie machte mit mir meine Aufgaben und ging mit mir spazieren. Kurz zu sagen, sie war immer da, wo ich war. Und so

ging es einige Zeit. Ich machte die erste und zweite Klasse der Volksschule fertig und sollte gerade in die dritte kommen, da kam das Ereignis, das meinem ganzen Leben eine Wendung gab, nämlich der Weltkrieg."

Er schildert dann die ersten erregenden Kriegswochen: Die Beschießung der Stadt, die Flucht der Familie in den Keller, in dem sie tagelang vor dem Feuer Deckung suchen mußte, und ihr im Viehwagen vollzogener Abtransport ins Innere des Landes. Die Fahrt führt durch Krankheit, Schmutz und Elend. Schließlich erfolgt ihre Internierung in einem Konzentrationslager, in dem sie gemeinsam mit anderen Deutschen, Österreichern, Bulgaren und Türken untergebracht werden.

„Hier geschah mir etwas Furchtbares. Wir bekamen pro Kopf in der Frühe jeder einen halben Liter Milch. Diese mußten wir uns vom Kessel, in dem sie für alle gekocht wurde, abholen. Eines Tages holte ich wieder unser Quantum, nämlich 3 l, ab. Die Milch war furchtbar heiß, brühend. Als ich in die Lehmhütte, in der wir wohnten, hineinkam, sprang unser Hund mit meinem kleinen Bruder herum. Ich hatte Angst, daß der Hund meinen kleinen Bruder beißen wird, und wollte ihn mit dem einen Fuße wegschieben. Doch da der Lehmboden naß war, rutschte ich aus und schüttete die ganze brühende Milch über mich. Meine ganze linke Körperhälfte war verbrannt. Ich mußte ins Bett, wo ich auch ein halbes Jahr lang liegen blieb. Im Anfang hatte mich der Arzt, der in diesem Städtchen war, aufgegeben, da die Verbrennung furchtbar war. Doch tat er sein Möglichstes, um mir meine Schmerzen zu lindern . . . Diese Zeit war die schrecklichste in meinem Leben."

Nun folgt eine Beschreibung der weiteren Gefahren, denen er ausgesetzt war. Beschießung des Ortes, Einzug der Österreicher und Deutschen und eine sehr beschwerliche Rückreise durch das verwilderte Land im Schutze der Verbündeten. Dabei bildeten der sich verschlimmernde Zustand der eigenen Brandwunden und die erfrorenen Füße seines Bruders ein weiteres Hindernis. Die Wohnung in B . . . finden sie zertrümmert und ausgeplündert vor. Nach einem Aufenthalt in Österreich, der sich nach einer nochmaligen Zwischenzeit in der Heimat bis zum Kriegsende erstreckt, zogen sie erst dann wieder in B . . . ein, wo der Stiefvater seine frühere Tätigkeit von neuem aufnahm. Dementsprechend besuchte Boris mit Unterbrechungen die dortige Schule weiter. Über die Zwischenzeit schreibt er:

„Ich war vor dem Kriege in die B . . . er deutsche Schule gegangen und war bis zur dritten Klasse gekommen, das heißt ich habe die zweite Klasse der Volksschule fertig gemacht. Als wir nun wieder in geregelten Verhältnissen waren, ging ich nun in die dritte Klasse der Gouvernementsschule, die, wie der Name schon sagt, von der Militärverwaltung in B . . . errichtet worden war. Ich machte in dieser Schule die dritte und vierte Klasse in einem Jahre durch. In diese Zeit fällt mein erster Fall von Diebstahl. Ich fing damit an, daß ich Sachen, die ich für meine Mutter besorgte, zu Hause teurer berechnete und das Geld dafür mir behielt. Später nahm ich auch Geld, das herumlag, und verbrauchte es. Eines Tages entdeckte das mein Lehrer und meldete es zu Hause. So merkte man das zu Hause und die Folge war die, daß ich dann jedes Mal, wenn ich so etwas tat, furchtbare Prügel bekam. Ich konnte es aber doch nicht lassen und gewöhnte mir das so langsam an. In der Zeit machte ich die fünfte Volksschulklasse fertig und bestand in zwei Monaten die erste Klasse des Realgymnasiums. Kurz danach kamen die feindlichen Truppen wieder

nach B... Wir reisten um diese Zeit nach Wien und blieben acht Monate dort. Nach B... wieder zurückgekehrt, fanden wir unsere Wohnung wieder aufgebrochen und geplündert. Aber an so etwas gewöhnt und darauf vorbereitet, siedelten wir wieder um.

...Ich trieb es in der letzten Zeit nicht nur in der Schule sehr toll, sondern auch zu Hause, schwänzte ganze Wochen, stahl zu Hause Geld, verbrauchte es in zweifelhafter Gesellschaft, mit der ich mich abgab, und trieb es sehr weit. Eines Tages, als ich wieder drei Tage geschwänzt hatte, wurde ich aus der Schule herausgeschmissen. Jetzt ging erst zu Hause ein tolles Leben an, ich verbrachte Tage und Nächte mit meinesgleichen. Natürlich, daß ich dadurch mit meinem Vater immer mehr auseinander kam. Ich bestand auch die Prüfung, die ich privat machte, nicht, und so wurde beschlossen, mich nach Deutschland in eine Anstalt zu geben. Ich wünschte es sehnlichst herbei, damit ich von zu Hause ganz los komme.

Endlich war auch der Tag gekommen und ich schied von Belgrad leichten Herzens, und so schließe ich denn die Geschichte eines ‚Vagabunden', wie mein Vater mich immer nannte."

Wir sehen, daß dieses Leben unter einem Unstern seinen Anfang nahm. Zerrüttete häusliche Verhältnisse und der Krieg, der vor den Augen des Unreifen die primitivsten Moralbegriffe von Eigentum und Recht vernichtete, haben gemeinsam den Grund zu einer Verwahrlosung gelegt, deren nachdauernde Auswirkungen wir später vergeblich zu bekämpfen suchten. Während der mehrjährigen Unterbringung bei uns häuften sich die Delikte, nahm die Neigung zu lügenhaften Verfälschungen und Hochstapeleien zu. Seine Aggressionen wuchsen sich zuweilen zu einer Stärke aus, daß sie eine Gefahr für die Umgebung bedeuteten. Wir waren gezwungen, ihn versuchsweise in einer geschlossenen Anstalt unterzubringen. Der dortige Aufenthalt war ergebnislos. Da man ihn nicht als Irren behandeln konnte, im übrigen seine Anwesenheit als äußerst betriebstörend empfinden mußte, gab man ihn wieder an uns zurück.

Wir versuchten noch einmal alles mit ihm. Boris schien nach der herbeigesehnten Rückkehr zunächst etwas ruhiger und einsichtiger zu sein. Da sich ein Ausgehverbot bei dieser ältesten Gruppe immer als unzweckmäßig, ja undurchführbar erwiesen hatte, erreichten wir es mit seiner Einwilligung, daß er die Stadt mied. Boris arbeitete eine Weile im Garten und wurde mit kleinen Beträgen entlohnt, um ihm, wie wir meinten, den Reiz zu nehmen, der in der Aneignung fremden Eigentums für ihn lag. In der Annahme, daß es nach den vorausgegangenen Ereignissen gut sei, wenn er einmal in die Hände eines ganz Unbefangenen überginge, nahm ihn statt meiner unser damaliger Assistenzarzt in seine besondere Obhut. Dieser ging auf seine Wünsche, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen, ein. Boris' schauspielerisches, besonders gesangliches Talent schien für die Realisierung dieses Berufsplanes eine Grundlage zu bieten. Seine Prüfung am Stadttheater war in musikalisch-stimmlicher Richtung erfolgreich, und nun wurde im Einvernehmen mit den Eltern eine eventuelle Ausbildung in der Heimat in Aussicht genommen. Unterdessen, ja schon vor der Bühnenprüfung wiederholten sich die alten Auftritte auch gegenüber dem neuen Erzieher. Dieser wird von Boris bestohlen, hintergangen und schließlich auch körperlich in gefährlicher Weise angegriffen. Die Aussicht auf eine bessere Zu-

kunft, die angekündigte Selbständigkeit im frei gewählten Beruf hatte allen Erwartungen zuwider eine weitere Verschlechterung seines Benehmens zur Folge. Auch das letzte Mittel, die ihm eingeräumte Erlaubnis, bei einer kleinen, durch den Harz ziehenden Wandertruppe von Schauspielern mitzuwirken, versagte. Er war auch dort durch Diebereien und Unredlichkeiten für die Dauer unhaltbar. Da der Vater voll Ungeduld drängte und nach dem Fehlschlag der letzten Bemühungen an eine Internierung dachte, waren wir genötigt, ihn schließlich in einem wenig hoffnungsvollen Zustande nach Hause zu geben.

Meinen chronologischen Aufzeichnungen folgend, schildere ich in Kürze einige seiner Verfehlungen, die er sich bei uns zu Schulden kommen ließ, um daraus eine Art von Querschnitt für sein kriminelles Handeln überhaupt zu gewinnen.

1) Boris hat einen Zigarrendiebstahl begangen. Nachmittags Erregungszustand, ausgehend von einem kleinen harmlosen Scherz eines Kameraden. Ihm sind die Stiefel versteckt worden. Heftige Ausfälle gegen mich, schließlich gegen die ganze Anstalt. Am Abend gesteht er mir den Zigarrendiebstahl.

2) Boris provoziert einen Auftritt mit einer Hausangestellten, reizt diese durch zudringliche Scherze, bis sie ihn ohrfeigt. Darauf tobt er und läuft aus dem Hause. Am Abend vorher hatte er mir eine größere Geldsumme zur Verwahrung übergeben, die er von seinem Bruder als Geschenk erhalten haben will. In der Nacht erst kehrt er wieder zurück. Als er sieht, daß er ungestraft bleibt, gesteht er, daß er das nur teilweise mir ausgehändigte Geld durch Unterschlagung gewonnen hat.

3) Er hat einem neu eingetretenen Zögling und Zimmergenossen eine Geldtasche mit Inhalt genommen. Von dem Geld kauft er Zigaretten und Leckerbissen. Der auf ihn sich lenkende Verdacht wird energisch abgewiesen. Als man ihn fast überführt hat, rennt er davon, fährt in die Umgegend, kommt erst am Abend wieder, ist dann reumütig und geständig in allem, wünscht sich Prügel und strengere Behandlung.

4) In der Irrenanstalt: Er nimmt einem Patienten derselben Abteilung eine Brieftasche mit Geld. Der Verdacht kann sich nur auf ihn lenken, doch ist man absichtlich zurückhaltend. Drei Tage später wird seine Unruhe größer. Er meldet dem taghabenden Arzte, ihm seien fünf Mark gestohlen worden, die er von einem anderen Kranken einer anderen Station geliehen habe. Dann teilt er später demselben Arzte heimlich mit, er habe das Geld im Garten gefunden. Als ihm darauf auf den Kopf zugesagt wird, daß er von dem Gelde spreche, das er selbst entwendet habe, gibt er es fast weinend zu. Gefragt, warum er zuerst einen so durchsichtigen Schwindel begangen hätte, da man doch wußte, daß er gar kein Geld bei sich trage, meint er, er hätte gewollt, daß sein Diebstahl herauskomme. Er mache das in der Verzweiflung immer so.

Eine sehr beträchtliche Anzahl ähnlicher Vorfälle nahmen einen verwandten Verlauf, wenn auch natürlich der Wert der genommenen Gegenstände ein ganz verschiedener war. Es ist in jedem Fall bezeichnend, daß sich nach dem Delikt ein innerer Druck entwickelt, der sich eigentlich durch Geständnisse zu lösen sucht. Aber die Geständnisse gelingen nur halb, sie werden durch Erzählungen vertreten, die durch plumpe Unglaubwürdigkeit auffallen oder so beschaffen sind, daß sie nahe an das wirklich Geschehene heranführen, oder der Motor des Geständniszwanges, das Strafbedürfnis treibt zu Schlimmheiten (Provo-

kation, Aggression u. dergl.), wie sie von den schuldbewußten Kindern her bekannt sind. Nun setzt ein Kampf ein zwischen dem Wunsche nach der Bestrafung, auf die ja das Gestehen zielt, und der Furcht vor derselben. Meist wird dieser Zwiespalt zunächst zugunsten einer primitiven Fluchtreaktion entschieden. Doch das Ausweichen, wo es in den Sühneweg eingeschaltet wird, hat keine durchgreifende Spannungsänderung zur Folge. Boris muß zurückkehren, um sich durch volles Geständnis zu erleichtern. Die Strafe hat er meist selbst durch die unterwegs ausgestandenen Ängste, Hungern, Schlaflosigkeit usw. vorweg genommen. Einmal kam er ganz erschöpft in der Nacht heim, von Regen durchnäßt, abgerissen und glaubte noch immer von Kriminalisten verfolgt zu sein.

An diesem Zögling, der zu unseren schwersten und dem bisherigen Anscheine nach auch hoffnungslosesten Kriminellen gehörte, ist jene eigenartige Tatsache zu sehen, daß er im tiefsten Grunde moralischer, will sagen sozialer war, als seine manifeste Verwahrlosung es ahnen ließ und er es auch selbst von sich ahnen mochte. Gerade an dissozialen Jugendlichen dieses Typus konnte ich immer wieder bemerken, wie sie in erstaunlichem Maße die Entdeckung Freuds bestätigten, daß der Mensch nicht nur schlechter, sondern auch besser zu sein pflegt, als er es weiß.

Es war also in erster Linie mit allen Mitteln, die uns die Psychologie des Unbewußten bisher geschenkt hat, zu erforschen, in welcher Weise so eigenartige Erkrankungen des Gewissens zustande kommen, die letzten Endes ihre Opfer ins Kriminelle hineindrängen. Nur eine schärfere psychologische Durchleuchtung kann auch zu den geeigneten Maßnahmen führen, gleichgültig, ob man sie als pädagogische oder therapeutische bezeichnen will.

Als ich mich rückschauend um eine Klärung der Zusammenhänge in der Fehlentwicklung von Boris bemühte, stieß ich auf eine von ihm mitgeteilte Traumsituation, die mir wie in einem Brennpunkte alle auseinanderfließenden und oft gegensätzlichen Ursächlichkeiten, aus denen heraus dieses Leben zum Scheitern bestimmt war, zu sammeln schien. Der Inhalt der Szene war folgender:

Ein Herr steht vor ihm; Soll ich Ihr Vater sein oder nur Herr F. (der Name dieses wirklichen Vaters)? — Boris läuft entsetzt in die Stadt zur Mutter: Wer ist nun mein Vater — —? Du hast keinen, sagt die Mutter traurig. Vater ist der, der den Menschen schafft und erzieht. *Ein* Vater hat dich geschaffen, der *andere* erzogen, du hast nur eine Mutter. — B. ist empört, dann weint er, fühlt, daß er stirbt. Die Mutter erschießt sich. B. wacht entsetzt auf.

Deutlich spricht hier eine unterdrückte, aber nicht erloschene Sehnsucht nach dem wahren Vater, mit dem er sich als mit einem Betrogenen, Geschädigten eins fühlen kann. Die Tatsache, daß er in der Lebensgeschichte diesen Vater als Wüstling, Vagabunden und Durchbrenner, schließlich als einen Menschen hinstellt, „der die schrecklichsten Dinge getrieben hat", besagt nichts gegen diese Auffassung. Im Gegenteil, sie zeigt, wie vorsichtig man mit dem Begriff der Vererbung umgehen muß. Hat nicht Boris sein eigenes Wesen sichtbar dem Bilde unbewußt nachgeformt, das der von der Mutter verstoßene Schicksalsgenosse in ihm zurückließ und damit seinem Protest gegen den unerwünschten

Nachfolger des Vaters, „diesen Herrn“ wirksamsten Ausdruck gegeben? Die Analyse spricht in solchen Fällen von einer Identifizierung. Derartige körperlich-seelische Angleichungen an die ersten Vorbilder sind ja die Zellen, aus denen sich das Gewissen aufbaut.

Daß er auch der Mutter trotz der Entschuldigungsgründe, die er ihr indirekt in der Charakteristik des Vaters zubilligt, die Trennung und die vom Kinde instinktiv gefühlten Verschleierungen und Unklarheiten vor der Ehescheidung nicht verziehen hat, zeigt deren Tod im Traum. Seine erste phantastische Lüge, die aus dem fünften, sechsten Lebensjahre stammt, wird hiedurch verständlich. Boris erzählte damals seiner Mutter, daß die Mutter eines Mitschülers gestorben sei, daß er aber die Leiche verlassen hätte, um pünktlich in der Schule zu sein. Der Vater dieses Mitschülers befände sich auf Reisen. Boris' Mutter, die mir dieses Lügenmärchen erzählte, sprach von dem Erstaunen, in das sie versetzt worden war, als sie erfuhr, daß die Geschichte vom Anfang bis zum Ende erfunden war. Ist hier nicht die Flocke verborgen, die sich später bei Boris zu einer ungeheuren Lawine phantastisch hochstaplerischer Lügengebilde auswuchs, unter der die echte, wirkliche Existenz dieses Menschen zeitweilig vollkommen verschüttet lag? Auf jeden Fall scheinen Lüge und Diebstahl in den Dienst einer geheimen und grausamen Rache gestellt zu sein, an der sich Boris' Leben schließlich selbst verbluten mußte. Auf die gleichzeitig in ihm arbeitende Tendenz zur Sühne konnte ich bereits aufmerksam machen. Gerade im Hinblick darauf möchte sich der Psychoanalytiker dagegen sträuben, bereits die erste schwere Selbstschädigung durch die Verbrennung als einen bloßen äußeren Zufall anzusehen.

Als Boris schon längere Zeit aus der Anstalt fort war und nach dem eigenen wie nach dem Berichte der Eltern sein Verhalten sogar eine vorübergehende unerwartete Wendung zum Besseren genommen hatte, hat er, der Unrast seiner offenbar unerschütterten Vergeltungssucht folgend, eines Tages eine Szene auf offener Straße hervorgerufen, die den mühsam eroberten Frieden schnell zerstörte. Er ist nach Mitteilung des Vaters wegen irgend eines geringfügigen Vorfalles aus dem Hause gelaufen. Als man ihn suchte und fand, hat er die Hilfe der Polizei gegen den Vater angerufen und diesen schlimmster Roheiten gegen sich bezichtigt. In dem Massenauflauf, der durch den Skandal zustande kam, hätte man seinen Erzählungen beinahe Glauben geschenkt und es kostete den Vater alle Mühe, die Behörde von der wirklichen Sachlage zu überzeugen.

B) Kriminalität und Schuldgefühl

Bei einem andern jungen Kriminellen, Alfred K., der bereits mit einer durch Bewährungsfrist gemilderten Vorstrafe zu uns kam und wegen erneuter Eigentumsdelikte während seines Aufenthalts bei uns zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt wurde, habe ich vor, während und nach Verbüßung seiner Strafe einen tieferen Einblick in die Wurzeln seines Stehlzwanges nehmen können. Phantasien, Bekenntnisse und Träume enthüllten in gleicher Weise ein unzu-

gängliches, weil unbewußtes Schuldgefühl, das den von Vergehen zu Vergehen gehetzten Menschen nicht eher ruhen ließ, bis er seinem Leben verzweifelt selbst ein Ende setzte. Dieses unglückliche Schicksal hat mich in der Erkenntnis insofern einen Schritt weiter geführt, wie das eben geschilderte, als ich durch ein sorgfältiges Studium der unbewußten seelischen Äußerungen, insbesondere der Träume bis zu der Quelle der drückenden Schuldempfindung vordringen konnte.

Auch in den Träumen von K. kamen die Stehlwünsche zum Vorschein. Aber es fiel bei einem Vergleich auf, daß die im Traum gestohlenen Objekte wesentlich geringwertiger waren, als die in der Realität entwendeten. Ja, die Belanglosigkeit der Traumdiebstähle stand in einem grotesken Gegensatz zu dem wirklichen Vergehen. Trotzdem waren jene Handlungen mit einem Affekt verbunden, dessen Stärke sich nur als Ergebnis von Verschiebungen und sinnbildlichen Entstellungen erklären ließ. Die Zusammenhänge führten mich zu der überraschenden Einsicht, daß die wirklichen Delikte einer Rationalisierung der tieferen unbewußten dienten und darum mit dem subjektiven Gefühl der Zwangsläufigkeit begangen wurden, das heißt die Diebstähle gewannen die Bedeutung von Symptomhandlungen, die mit einer erschütternden Eindringlichkeit das Urverbrechen: Vatermord und Mutterbesitz umkreisten.[1]

*

Diese beiden Schicksale sollen zeigen, daß man die Mühe um das Verständnis so tief verankerter Verwahrlosungen auch als Pädagoge nicht scheuen darf. Denn das Verstehen ist nicht nur eine wichtige Vorstufe des Verzeihens, sondern vor allem der einzuleitenden zweckmäßigen Hilfe. Eine Psychoanalyse der kriminell Verwahrlosten in größerem Umfange würde uns die Wege weisen, die man in ähnlichen Situationen zu beschreiten hätte. In seiner psychologischen Skizze „Die Verbrecher aus Schuldgefühl" hat Freud selbst den bedeutsamsten Grundstein zum Verständnis dieser komplizierten Charaktertypen gelegt. Seine Schüler Reik und jüngst Alexander und Staub haben die intuitive Weitsicht und Tragfähigkeit dieses Gedankens in umfangreicheren Untersuchungen erweisen können.

Glücklicherweise sieht sich der Erzieher der Verwahrlosten nicht immer Schwierigkeiten gegenüber, die unter dem Gesetz eines tragischen Wiederholungszwanges zunächst fast jeder Hilfe zu spotten scheinen. Es gibt Fälle, in denen analytisch geführte Aussprachen, unterstützt durch den wohltätigen Milieuwechsel, der zu den Vorteilen einer guten Anstaltserziehung gehört, zu Besserungen, ja Heilungen führen. Für den Grad des Erfolges ist das Alter des verwahrlosten Jugendlichen von hoher Bedeutung. Jugendliche, die die Pubertätsgrenze wesentlich überschritten haben, sind prognostisch wohl im allgemeinen ungünstiger zu beurteilen, als die jüngeren, bei denen die Verwahrlosungssymptome noch nicht

1) Siehe die ausführliche Darstellung in dieser Zeitschrift, Jg. III, Heft 10/11/12 (Selbstmordheft).

als feste Bestandteile mit in das Charaktergefüge aufgenommen wurden. Doch darf man auch hierbei nicht schematisieren. Die Entscheidung hängt immer von dem individuellen Schicksal, das heißt von den besonderen Konstellationen ab, unter denen Anlage und Umwelt auf einander wirken.

Auch außerhalb des engeren Kreises der psychoanalytischen Wissenschaft werden Stimmen laut, die unter dem Druck der ständig wachsenden Jugendkriminalität auf die dringende Notwendigkeit aufmerksam machen, bei der Arbeit im Jugendgefängnis auch die Psychoanalyse als Heilmittel heranzuziehen. Kurt Bondy, der bekannte Kriminalpädagoge der Hamburger Universität, schließt seine Diskussion über Psychoanalyse in seiner Schrift „Pädagogische Probleme im Jugendstrafvollzug" mit Betrachtungen, denen wir uns durchaus anschließen können:

„Es soll nicht die Meinung vertreten werden, als ob nun die Psychoanalyse das Mittel sei, um die Kriminalität aus der Welt zu schaffen, ebensowenig, daß alle Verbrecher Kranke seien, wohl aber, daß die Psychoanalyse ein Mittel zu sein scheint, das bei bestimmten Kriminellen noch eine Heilung bringen kann, bei denen alle anderen Mittel schon versagt haben. Es kann nicht als stichhaltiger Einwand gelten, daß eine solche Analyse sehr lange dauere und es eine technische Unmöglichkeit wäre, viele Menschen auf diese Weise zu behandeln, wenn man bedenkt, welche großen Summen der Staat in der Irrenpflege für Menschen ausgibt, die gänzlich unheilbar sind, und die weder für sich noch für die Allgemeinheit den geringsten Wert bedeuten, und welche ungeheuren Mittel für Strafanstalten verausgabt werden, die dann zum Teil vielleicht gespart werden könnten."

II

Phantasien eines angsthysterischen Knaben

Die folgenden freien Phantasien eines neurotischen Knaben wurden bei dessen Behandlung wörtlich festgehalten und aus einer Reihe von ähnlich gearteten, oft im Zusammenhang mit einer Zeichnung entstandenen Erzeugnissen ausgewählt. Um die Phantasien von ihrem Träger nicht künstlich zu trennen, sei zunächst in kurzen Zügen die Vorgeschichte des Kindes mitgeteilt.

Harry K., 11 Jahre alt, entstammt der unehelichen Beziehung seines Vaters zu einer Witwe. Nach etwa zweijährigem Aufenthalt bei der Mutter, wanderte der Knabe von Hand zu Hand. Ein Jahr lang befand er sich in der Pflege einer Tante (Vaterschwester), die einen Nervenzusammenbruch erlitt und ihn deshalb abgeben mußte. Er wurde einem Kinderheim überwiesen, danach bei der „Studentenmutter" des Vaters untergebracht und schließlich als Fünfjähriger vom Vater nach Verehelichung mit Harrys jetziger Stiefmutter, anerkannt und ins Haus genommen. Kind dieser Ehe ist eine kleine Tochter, an der Harry mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hängt.

Nach den lückenhaften und durch subjektive Bedingungen widerspruchsvollen Aussagen der Eltern scheint Harry gelegentlichen Verführungsversuchen

durch Dienstboten ausgesetzt gewesen zu sein, auch soll er selbst sexuelle Manipulationen an jüngeren Kindern vorgenommen haben. Doch sind die Angaben über die Häufigkeit und den Zeitpunkt des Auftretens jener Erlebnisse zu ungenau, um festere Anhaltspunkte bieten zu können. Wesentliche Beachtung verdient eine nebenhin gegebene Bemerkung der Stiefmutter, der Knabe hätte sie nach der Heirat, also im Alter von fünf Jahren, häufiger im Bett aufgesucht und sei dabei einmal von so ausgesprochen sexueller Zudringlichkeit gewesen, daß sie ihm erschrocken weitere Besuche verbot.

Daß Harry durch den Wechsel unkontrollierbarer Erziehungseinflüsse und die zuletzt geschilderten Erlebnisse seiner frühen Kindheit innerlich Schaden genommen hatte, wurde erst kurz vor seiner Aufnahme in unsere Anstalt (Jugendsanatorium in Nordhausen a. H.) offenbar, als nach einem umfangreichen nächtlichen Brande, den er von der elterlichen Wohnung aus beobachtete, eine auffallende Wesensveränderung des Knaben eintrat. Harry erlitt einen Anfall von lähmender Furcht, konnte sich nicht ankleiden, sprach verworren in Schreckphantasien vom „schwarzen Mann" u. dgl. Dem ersten zu Rate gezogenen Arzte erzählte Harry u. a. von einer angeblichen groben Verführungsabsicht der Haustochter, die ihn und die Schwester zuletzt betreute, und von einer beobachteten sexuellen Szene zwischen der erwähnten Erzieherin und ihrem jungen Freunde. Beide Ereignisse, die das sonst verschlossene Kind spontan dem befragenden Arzt mitteilte, liegen in ungefähr dem gleichen kurzen Abstande, ein bis zwei Tage vor dem Brandunglück.

Es ist für die tiefe Lagerung dieser akut in Erscheinung getretenen Neurose kennzeichnend, daß Harry über seine Erlebnisse vor und während des Feuers sich nach der äußeren Wiederherstellung seines seelischen Gleichgewichtes weder seinen Eltern noch uns gegenüber mitteilte, ja ein Wissen davon gänzlich in Abrede stellte und jedem Versuch, den auslösenden Eindrücken näher zu kommen, deutlichsten Widerstand entgegensetzte.

Da unter solchen Umständen die nur $1^1/_2$ Monate währende Sonderbehandlung, die ich unter dem Namen „Freie Beschäftigungsstunden" durchzuführen begann, noch keinen überzeugenden Aufschluß über die engeren Zusammenhänge und die Motive des Krankheitsausbruches selbst erbringen konnte, (die Behandlung mußte trotz unseres Einspruches durch die Entfernung des Knaben aus der Anstalt abgebrochen werden), so können wenigstens die aufgezeichneten Phantasien in mancher Hinsicht den Weg weisen.

Während meines täglichen Zusammenseins mit Harry war es diesem erlaubt, bei der Wahl der jeweiligen Beschäftigung ganz seinen eigenen Wünschen und Neigungen zu folgen. So wechselten Zeichnen, Kneten, Bauen und Geschichtenerzählen mit Spaziergängen und Wanderungen. Um eine gute Übertragung herzustellen, folgte ich ihm in den ersten Stunden auch auf den Weg des von ihm bevorzugten Kriegs- und Soldatenspieles, indem ich ihm Figuren lieh, jedoch zur Wahrung seiner freien Tätigkeit nur als „Kanonier" mit einer Spielkanone auf seine Anweisung in den Kampf eingriff.

Bereits hier, in den kriegerischen Phantasien, trat eine regelmäßige und

bestimmte Rollenverteilung der gedachten Helden auf, die später ihren typischen Charakter zeigten. In Anlehnung an die ihm durch Hörensagen bekannten Ereignisse des Weltkrieges, gruppierte Harry seine Kämpfe um die Parteien der Deutschen und Franzosen. Während die Franzosen, besonders der Hauptmann, Inbegriff aller niederen Instinkte und Frevelhaftigkeit wurden, war die deutsche Seite, auch hier wieder in hervorragendem Maße der Hauptmann, mit fleckenloser Reinheit ausgestattet. Gegen den französischen Führer mußte ich meine Kanone so richten, daß seinem Pferde „der Schwanz abgeschossen" würde. Auch mußte die französische Soldatengruppe bis auf den letzten Mann vernichtet werden, während er bei dem deutschen Teil der Figuren kaum eine Verwundung zuließ. Beim Kneten formte er einen französischen „Baron von Schmier", der die grausamsten Martern erdulden mußte.

Es ist für das Verständnis dieser Spiele von wesentlichem Belang, daß Harry in Gesprächen berichtete, sein Vater wäre als Hauptmann im Felde gewesen, was, wie sich herausstellte, den Tatsachen nicht entsprach. Diesen fingierten „Hauptmannvater" machte er zum Heros, von dem er oft unglaubwürdige Heldentaten zu erzählen wußte.

Kriegsphantasien von der ähnlichen Art wie die genannten Spiele bilden auch in stereotyper Weise das Thema einer Reihe von Soldaten- und Schlachtenzeichnungen. Unter Beibehaltung des Grundmotivs, wobei nur die Form der äußeren Einkleidung wechselte, kehrte derselbe Stoff in gezeichneten und erzählten Indianer- und Jagdgeschichten wieder. Aus dem Kreise dieser erfundenen Erzählungen lasse ich zwei charakteristische Beispiele folgen.

1.

„Es war einmal ein Indianer, und der hieß Karo. Und an einem Sonntage, da ging er spazieren. Und er setzte sich auf eine Bank. Und wie er da so saß, da hörte er auf einmal Pferde trappeln. Und er guckte sich um, aber er sah nichts, und da legte er sich auf die Bank und schlief. Auf einmal tönte wieder ein Pferdegetrappel auf, und es näherten sich drei Trapper. Der erste hieß Buffalo Bill, der zweite hieß Tom Mix und der dritte hieß Rotgibson. Und als sie näher kamen, wachte der Indianer auf und die Trapper und der Indianer kämpften, und als der Indianer nun sah, daß er besiegt war, da ging er freiwillig mit den Trappern. Und der Indianer wurde in die Trapperhöhle gebracht und sie ließen ihn drei Tage da. Da mußte er sagen, wie er heißt und von welcher Truppe er war. Da erzählte er, er wäre von der dritten Gruppe. Und als der dritte Tag sich näherte, ließen sie ihn frei. Und wie sie ihn losgelassen hatten, da kneifte der Indianer aus und lief zu der Indianerhöhle. Und er sagte, er wüßte, wo die Trapperhöhle wäre. Und da zogen die Indianer an einem anderen Tage allesamt zu der Höhle und sie überfielen die Trapper, und der Rotgibson, der war noch übrig und der haute dem Indianerhäuptling eins ins Gesicht, und da floß das Blut aus den Backen und er machte die andern beiden frei. Und der eine, Buffalo Bill, der hatte eins mit dem Bogen auf den Rücken gekriegt, und sie legten ihn zu Bett, und am dritten Tage, da war er wieder gesund und die Indianer, die waren derweile ausgekniffen. Und an einem andern Tage kamen die Indianer schon wieder an und überfielen den Rotgibson. Aber Rotgibson war nicht dumm, er haute den Indianer vom Pferde, nahm ihm die Waffen weg

und sagte: So, nun schere dich von meiner Hütte weg! Und die anderen Indianer blieben noch da und überfielen nochmal den Rotgibson. Aber da wurde der Rotgibson ärgerlich und haute dem einen Indianer eins mit der Faust in den Magen. Der wurde alsbald totenblaß und fiel ohnmächtig zur Erde. Und an einem andern Tage, da kamen wieder die Indianer, aber eine andere Truppe. Es war die erste, und sie überfielen den Buffalo Bill. Und da kam Rotgibson. Und da haute Rotgibson dem einen Indianer eins mit dem Gewehrkolben auf den Kopf, und der flog alsogleich tot zur Erde nieder, und die Trapper freuten sich, daß sie jetzt die Indianer los waren, und sie blieben in ihrer Höhle und hatten für ein paar Jahre Frieden im Lande. Und damit ist die Geschichte aus."

Schon mehrfach hatte Harry, sei es durch eine Zeichnung, sei es in Erinnerungen an die Zirkusaufführung einer Indianerpantomime, oder an das Kino, seine Teilnahme und Sympathie für die Trapper zu verstehen gegeben. Einmal fragte er mich, ob ich es vorzöge, ein Indianer oder ein Trapper zu sein. Er selbst entschied sich für das letztere. Es ist nach den oben mitgeteilten Kriegsphantasien durchaus wahrscheinlich, daß der Indianer**häuptling** hier den Franzosen**hauptmann** ablöst, also letzten Endes den Vater vertritt. Da aber Harrys bewußte Einstellung zum Vater, soweit das aus seinen verschiedenen Äußerungen während und außerhalb der Stunden hervorgeht, eine meist freundliche, zumindest keine ablehnende war, so läßt sich eine tiefere Einsicht in die psychologische Struktur seiner Kriegsspiele und der mitgeteilten Indianergeschichten erst unter Berücksichtigung jener inneren Konfliktsmöglichkeiten gewinnen, die im Anschluß an einen Ausdruck von Bleuler als „Ambivalenz" zusammengefaßt wurden. Das ambivalente seelische Verhalten ist ja bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß demselben Objekt, bezw. derselben Person, gleichzeitig die gegensätzlichsten Regungen entgegen gebracht werden, wobei der unzulässige Gefühlsanteil vor dem gebilligten, siegreichen in das Unbewußte zurückweicht.

Vergleichen wir die Kriegsphantasien Harrys mit der Indianergeschichte, so hat sich dieser verborgene Konflikt in jenen Phantasien anscheinend des aus Traum und Mythos bekannten Hilfsmittels der „Spaltung" bedient. Dadurch ist es ermöglicht, „daß der aufrührerische Sohn die dem Vater geltenden feindseligen Regungen etwa an einem Tyrannen befriedigt, der die gehaßte Seite der Vaterimago repräsentiert, während den kulturellen Anforderungen der Pietät durch gesonderte Anerkennung einer geliebten, verehrten, ja sogar verteidigten oder gerächten Vaterimago Rechnung getragen wird".[1] Diesen verborgenen seelischen Antrieben gaben die groben Vorstellungen, die sich Harry unter dem Einfluß der Umwelt von dem Charakter der kriegführenden Völker gebildet hatte, offenbar den geeigneten Untergrund.

Im Kriegsspiel also hatte die Zerlegung der väterlichen Hauptmannsfigur in einen guten und schlechten, bezw. einen deutschen und französischen Teil den widerstreitenden Gefühlsregungen in der Seele des Kindes gerecht werden

1) **Rank** u. **Sachs**, Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften. Wiesbaden 1913. S. 32.

können. In der Indianergeschichte dagegen verschiebt sich der Akzent zugunsten der unbewußten, feindseligen Tendenzen. Da sich in der Unterhaltung, die der Aufzeichnung folgte, Harry selbst mit Rotgibson gleichsetzte, was ja auch seiner Bevorzugung der Trapper entspricht, darf man neben dem Häuptling auch die Indianer als die vielfältige Verkörperung der unbewußt gefürchteten und bekämpften Vatererscheinung ansehen. Dafür scheint durch eine Aufspaltung der Trapperfiguren in eine gleichwertige Führerdreiheit und durch die Bestrafung eines Anteils derselben (Verwundung des Buffallo Bill), für eine Herabsetzung der Gewissensspannung gesorgt zu sein.

Noch deutlicher und in allen denkbaren Variationen treten diese gesetzmäßigen Entstellungsmechanismen des Ambivalenzkonfliktes gegenüber dem Vater in einer späteren Phantasie hervor.

2.

„Es waren einmal zwei Büffeljäger, der eine hieß Kali, der andere hieß Karino. Und wie sie in einem Zelte saßen, hörten sie ärgerliches Brummen und Knurren. Sie guckten und erblickten zwei riesenhafte Büffel. Der eine sprang knurrend um unsere Hütte und der andere paßte immer auf, wenn jemand kam. Und als der eine, der Aufpassende, uns da oben erblickte, brummte er wütend zu dem andern. Der andere lief hin, und der eine Büffel erzählte in der Büffelsprache, daß da oben ein Mensch wäre. Und der eine Büffel knurrte und guckte wütend auf unsere Zelle hinab. Da schoß ich eine Kugel ab und traf den einen Büffel direkt in die Seite. Der fuhr wütend auf, lief zu dem Dornbusch, haute mit den Hörnern an den Busch und ging wieder seiner Wege.

Da kam ein sehr, sehr großer, brummender Mähnenlöwe aus dem Dornenbusch hervor. Als er die beiden da erblickte, knurrte er furchtbar ärgerlich. Er biß an den Felsen, knurrte, ärgerte sich, daß er ihn nicht durch kriegte. Und da schoß der eine dem Löwen eins direkt vor die Stirn. Der fiel alsbald tot nieder, stellte sich aber nur, brummte und knurrte, noch ein bißchen wütend, und fuhr dann mit einem Male wieder auf. Sprang an unser Lager, das wurde von dem Löwen halb kaputt gerissen, und als der Löwe das Zelt halb kaputt gerissen hatte, ging der andere Büffel und suchte den einen. Als er wieder kam, der Büffel, fand er den Löwen nicht mehr. Er pochte gegen den Dornbusch. Alsbald fuhr die Löwin heraus, biß dem Büffel das Bein ab. Der knurrte ärgerlich und brummend, hetzte auf die Leute, und wie er da mit den Hörnern so an die Balken buffte, kriegte er einen Schuß von dem einen Jäger, direkt vor den Kopf. Das eine Horn brach ab, und nun war der Büffel verloren.

Und an einem anderen Tage, als wir wieder in unserem Lager saßen, hatten wir einen Löwenjäger mitgenommen. (Auf Frage nennt er diesen Paulino, das wäre der stärkste Boxer der Welt.) Der geriet aber in Ärger, als er keine Löwen fand, haute dem einen Jäger eins mit dem Gewehr durchs Gesicht. Der wurde aber gleich ärgerlich, nahm seinen Spieß und ging auf den Löwenjäger los. Da rief der Löwenjäger: Hilfe! Und alsbald, wie er das so rief, sprangen drei Löwen aus dem Dickicht vor. Und der Löwenjäger sagte: Lieber Büffeljäger, nimm es nicht übel, daß ich Dich gehauen habe. Der Büffeljäger aber fragte: Warum? Und da sagte der Löwenjäger: Weil Du mir drei Löwen hergeschafft hast. Und da haute der Büffeljäger dem Löwenjäger aber doch noch eins über den Kopf, daß er besinnungslos niederfiel.

Und nach einer Viertelstunde kam der Löwenjäger wieder zur Besinnung, haute dem Büffeljäger eins ins Gesicht, und alsbald entstand ein schrecklicher Kampf. Als er zu Ende war, lagen beide besinnungslos da. Der Büffeljäger blutete, und als nun der Löwenjäger aufwachte und er sah den Büffeljäger da noch liegen, nahm er seinen Spieß, warf ihn herunter und holte sein Gewehr hervor und stach dem einen Büffeljäger eins ins Herz. Und da kam der andere Büffeljäger noch hinzu und sagte, was mit seinem Bruder geschehen wäre. Der sagte, er hätte von ihm einen Schuß ins Herz gekriegt. Da wurde der Büffeljäger ärgerlich, schlug den Löwenjäger ins Gesicht, daß er tot hinfiel.

Der Büffeljäger ließ ihn begraben und tat als Andenken einen richtigen Löwen ausstopfen und über sein Grab stellen. Und der Büffeljäger lebt jetzt in Amerika und jagt immer hinter vielen, vielen Büffeln her. Und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch."

Hier ist zunächst die Reihenbildung, das von Rank und Sachs aus dem Wesen der mythenbildenden Seele abgelesene und zugleich als „Doublettierung" bezeichnete Mittel zur Wunschdurchsetzung und Triebbefriedigung, auch in der Leistung der Märchen schaffenden Einzelseele erkennbar. Der dem Bewußtsein entzogene, schuldbeladene Wunsch, den Vater niederzuzwingen, muß erst eine Kette von wechselnden Gestalten (Büffel, Löwen, Löwenjäger auf der einen, Büffeljäger auf der andern Seite), von Sieges- und Strafphantasien passieren, bis er sich mit entscheidender Kraft durchzusetzen vermag. Für eine ausreichende Entstellung ist durch die Aufspaltung der beiden gegnerischen Personen gesorgt.

Die Namen der zwei Büffeljäger, Kali und Karino, sind greifbare Anspielungen auf den Familiennamen des Vaters und den meinen. Daß dabei aber nicht die Vater-, sondern die Sohnesimago ihre Darstellung findet, geht aus einer kleinen, weiter zurückliegenden Phantasiezeichnung hervor. Jene handelt von zwei siegreichen Motorradfahrern, die Harry als „Dr. K." (Name des Vaters) und „Herr Kalischer" bezeichnete, nachdem er kurz zuvor mitgeteilt hatte, daß er selbst und mein Junge mit diesen Figuren gemeint seien. Mit anderen Worten, er hatte auf dem bekannten Wege der Übertragung und Identifizierung die Beziehung meines Sohnes zu mir, dem Vater, als die seinige übernommen und schließlich die beiden Söhne an die Stelle ihrer Väter gesetzt. Daß in der vorliegenden Jagdphantasie die in der Namengebung verwandte Aufteilung der Sohnesfigur ebenfalls einen Rollentausch in dem erwähnten Sinne darstellt, zeigt ganz unzweideutig der mehrmalige Übergang von dem indirekten zum direkten („uns", „ich", „wir") Bericht.

Wäre aus diesen Beziehungen die Erscheinung der Büffeljäger als eine Doppelbildung der zu verkörpernden Sohnesgestalt sichergestellt, so läßt sich die Bedeutung des Tierfigurenensembles als eines vielgestaltigen Abkömmlings der Vater-, bezw. Elternimago nur auf Umwegen erschließen. Zu dieser Annahme berechtigen vorwiegend die Ergebnisse der individual- und völkerpsychologischen Forschungen der Psychoanalyse. Bei Auswertung dieser Vergleichsmöglichkeit ist es von hohem Interesse, zu sehen, wie Harry in seinen Phantasien auf archaische Ausdrucksformen der Seele zurückgreift, die uns auch sonst aus dem kindlichen Tierphobien und den religiösen Gebräuchen des totemistischen Zeit-

alters[1] bekannt geworden sind. Dabei hat es sich herausgestellt, daß die bestimmten Tieren oder Tiergattungen geltende Angst oder Verehrung von ihrem ursprünglichen Objekt, dem Vater oder der Mutter, auf diese unerkannten Ersatzobjekte verschoben war. Hört man zudem in unserem Falle, daß sich Harry im Traume zeitweise vor wildgewordenen Ochsen fürchtet, so scheint die Behauptung, daß es sich auch bei dem einen Büffel und Löwen um symbolische Darstellungen, bezw. „Surrogate" des Vaters handelt, nicht ungerechtfertigt zu sein. Bezeichnend für den Ausgang der Erzählung ist es, daß der endliche Sieg über die hydrenartig auferstehenden Vaterimagines (ein Löwe verdreifacht sich; ebenso gehört wohl der Löwenjäger in diese Reihe) mit dem Opfer eines Sohnesanteils, dem „Bruder" des Büffeljägers erkauft werden muß. Auch die Errichtung des Löwengrabmals besitzt in den magischen Gebräuchen der animistischen Kulturstufe bemerkenswerte völkerpsychologische Parallelen.

Einem weiteren analytischen Eindringen in die Einzelheiten gerade dieser phantastischen Tierjagdgeschichte dürften sich auch die tieferen Wurzeln der ambivalenten Gefühlseinstellung zeigen. Trotz der Lücken, die das fragmentarische Beobachtungsmaterial der vorzeitig abgebrochenen Behandlung offen läßt, legt das Auftreten der Löwin, vielleicht auch des zweiten (weiblichen?) Büffels, ebenso die wiederholt eingeführten „Kastrationsmotive" (Abbeißen des Beines, Abbrechen des Hornes) die Vermutung nahe, daß der seelische Zwiespalt des Knaben, der in der akuten Neurose und den phantastischen Leistungen seine Wirksamkeit offenbart, verdrängten Inzestwünschen und Schuldgefühlen seinen Ursprung verdankt. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme darf sich außerdem auf jene eingangs erwähnte Mitteilung der Stiefmutter stützen, nach der Harry in dem kritischen Ödipusalter von fünf Jahren eine offenbar traumatisch gewordene Versagung erlitten hat. Für die gleiche Ansicht spricht ferner eine andere Märchenphantasie des Kindes, die ich in wörtlicher Wiedergabe den beiden vorherigen anfüge.

3.

Es war einmal eine Prinzessin, die hatte schöne Kleider an und wohnte in einem schönen Schlosse. Sie hatte viele Diener. Sie hieß Kriemhilde. Und eines Tages, da kam ein Mensch, und da hat Kriemhilde den aufgehoben und mit nach Hause genommen. Und da muß sie eines Tages verreisen, und da hat sie den Mann mitgenommen in einer kleinen Schachtel. Und wie sie da so in der Eisenbahn fuhr, da fiel der Kleine aus dem Fenster. Und wie er unten lag, da machte er ein großes Geschrei, und da sprang die Kriemhilde aus dem Fenster, und da hatte der Mann sich ein Beinchen gebrochen, und da hat die Kriemhilde das Beinchen abgeschnitten und hat es mit Zwirnfaden wieder drangenäht. Und eines Tages, da spielte der kleine Mann im Garten. Und da war so ein Maulwurfshügel, und da stolperte er drüber und fiel in das Loch rein. Und da kam schnell die Kriemhilde gelaufen und hat ihn da wieder rausgetan, und da hatte der Kleine Nasenbluten. Und da hat sie einen Schwamm genommen und hat ihm das Blut abge-

1) Freud, Totem und Tabu (Ges. Schriften, Bd. X), Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (Bd. VIII).

waschen. Und an einem anderen Tage, da ging die Kriemhilde weg und er mußte allein in dem Hause bleiben. Und da legte er sich ins Bett am Abend; und da hörte er sowas piepen, und da guckte er in so'ne Ecke und da lief er schnell wieder zurück, denn da war so etwas Graues in der Ecke. Er holte schnell seinen Degen und ging wieder in die Ecke, und da *hieb er* mit dem Schwerte dem einen grauen Vieh grad den *Kopf ab*. Und als Kriemhilde wieder nach Hause kam, da stank das da drinne so, und da guckte sie um die Ecke, und da stanken die Mäuse so, und sie tat die Mäuse nehmen und schmeißte sie in einen Eimer.

Und da kam ein Affe, und der nahm ihn in seine Pfoten und *spielte mit dem darum*, und das tat dem kleinen Mann sehr weh und da ließ der Affe ihn fallen. Und der kleine Mann, der *purzelte in die Dachrinne*. Und er rutschte hinunter, und als er unten ankam, da hatte er ein *Loch im Kopf*, und da tat die Kriemhild ein paar Kieselsteine in dem seinen Kopf und tat ein Pflaster darauf machen.

Und an einem Sonntag, da spielte der kleine Mann im Garten, und wie er da so spielte, da packte ihn ein großer Hund und trug ihn zum Gärtner, und zum Glück hatte der kleine Mann sich *nichts gebrochen*. Und da haute der Gärtner den Hund, und da ließ der Hund den kleinen Mann fallen. Und da war grade ein *Sandhaufen* und er *fiel hinein*, und da rief die Kriemhild ihn immer und suchte in dem Garten umher. Und als sie den Gärtner fragte, wo er wäre, sagte er, er wäre in den Sandhaufen gefallen. Und als sie suchte, die Kriemhild, da lag er ganz, ganz unten *in der Erde*. Sie tat ihn schnell hinaus und lief nach Hause, und da ließ sie ihn in einem Flugzeug nach seiner Heimat fahren. Und die Geschichte ist aus.

Das erfundene Märchen knüpft an die kurz vorher gelesene Geschichte von „Gulliver bei den Riesen" an, deren Motive jedoch nicht anders als die Tagesreste beim Träumen im Sinne der latenten Gedanken selbständig verarbeitet sind.

Es möge auch hier an Stelle der durch die psychoanalytische Technik geforderten freien Einfälle, deren Gewinnung sich in der vorliegenden und ähnlichen Situationen z. T. durch vergleichende Sichtung des Materiales selbst ergeben müßte, — was einer vertiefenden Arbeit vorbehalten bleiben muß, — ein Hinweis auf verwandte Symbole des Traumes, des Witzes und des Märchens genügen. Die danach mutmaßlich den verdrängten Sexualwunsch und die befürchtete Kastrationsstrafe darstellenden sinnbildlichen Handlungen etc. wurden durch Sperrdruck hervorgehoben.

Andererseits ist zu erwähnen, daß die Gestalt der Prinzessin, wie alle hochgestellten Persönlichkeiten (König, Königin etc.) ja im Märchen ein beliebtes Sinnbild für die entsprechende elterliche Autorität, ihre mütterliche Bedeutung in verstreuten Äußerungen bei anderer Gelegenheit näher erkennen ließ. „Sie ist schon groß" . . . „Eine Frau" schilderte Harry auf meine Fragen die Prinzessin im Zusammenhang mit einer Zeichnung und einem Traume, der folgenden Inhalt hatte:

„Es war ein Mann, der wohnte in einem kleinen Häuschen, das stand einsam im Walde. Eines Tages ging er in den Wald. Als er drin war, sah er auf einmal ein großes Schloß. Als er an das Tor kam, kam ihm ein Mann entgegen. Der fragte, wohin er wollte. Da sagte er: Ich will zu der Prinzessin!"

Dabei hob Harry auf nähere Fragen in der Schilderung noch hervor, daß die Prinzessin Auto fahren könne. Es ist wichtig, nachzuholen, daß Autofahrt und Automobil einen großen Spielraum in Harrys Zeichnungen, Phantasien und Wünschen einnahmen, ja diese eine Zeit lang geradezu beherrschten. In demselben Zusammenhang muß bemerkt werden, daß, nach Mitteilung der Stiefmutter, der Knabe, als man ihn einmal bei „Dummheiten" mit einem kleinen Mädchen ertappte, zur Strafe eine Autofahrt nicht mitmachen durfte, und daß er nach dem Angstanfall zunächst nur noch Interesse für die Autos gezeigt haben soll. Hiernach dürfte es recht wahrscheinlich sein, daß die Vorstellung des verbotenen Autofahrens ihren affektiven Gehalt von der verbotenen sexuellen Handlung entliehen hat und somit als deren sinnbildlicher Ersatz auf sie hinweist. Da er an den Fähigkeiten der Prinzessin das Autofahren rühmt und zu anderer Zeit erklärt, daß er so erwachsen wie der Vater sein wolle, weil er dann auch studieren und Auto fahren dürfe, so scheint auch von hier aus der Schluß, daß Harry den Wunsch nach verbotenem Umgang mit der Stiefmutter wohl unterdrückt, aber nicht aufgegeben hat, kaum noch aus der Luft gegriffen zu sein. Wobei noch einmal an die reale Unterlage dieser Deutung, den Bericht der Stiefmutter, zu erinnern ist.

Zusammenfassung: Während es also nicht gelang, den durch Harrys Phantasien angesponnenen assoziativen Fäden bis zu ihrer Verknotung, den die Angst bewirkenden Anlaß selbst (das Feuer) zu folgen, hat sich doch die Untersuchung der phantastischen Erzeugnisse des Knaben als ein wertvoller Wegweiser zu den tieferen traumatischen Ausgangspunkten der seelischen Störung gezeigt.

Wir fanden auf diese Weise die inzestuösen Wünsche des Ödipusalters und, durch völkerpsychologische Vergleiche gestützt, den damit verbundenen Ambivalenzkonflikt gegenüber dem väterlichen Rivalen in den freien Erfindungen des Kindes zum Ausdruck gebracht. Wir fanden ferner, indem wir allerdings die Kenntnis einiger, durch die Psychoanalyse des Traumes und Witzes als typisch herausgestellten Symbolformen voraussetzen mußten, den Wunsch nach Unschädlichmachung des Vaters (Kastrationsmotive in 2) und die Furcht vor einer gleichgearteten Rache (Kastrationsmotive in 3) als einander bedingende Regungen darin wiedergegeben.

Vielleicht ließe sich in geeigneten ähnlichen Fällen die Kombination von freier Zeichnung und Erzählung als ein methodisches Hilfsmittel für die beschleunigte diagnostische Einsicht während einer zeitlich eng begrenzten heilpädagogischen Behandlung erweisen.

Fortsetzung und Schluß dieser Serie „Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis" (u. zw. die Kapitel: III) Erziehungshilfe bei drohender Schizophrenie – IV) Vereinsamung eines Stiefsohnes – V) Ausblick: Aufgaben des analytischen Erziehers in der Anstalt) folgen im nächsten Heft.

Psychoanalyse und Kindergarten

Von Nelly Wolffheim, Berlin

(Fortsetzung aus dem vorigen Heft)

III

Die pädagogische Leitung des Kindergartens

Wir wollen noch einmal zusammenfassen, was der Kindergarten auf Grund der bisher dargelegten Gesichtspunkte dem Kinde zu bieten hat. Wir lernten die Notwendigkeit der Ablösung von zu enger Familienbindung kennen, wir fanden die Werte des Zusammenlebens mit anderen Kindern und die Erleichterung der Anpassung an die Realität durch das Hineinführen des Kindes in eine erweiterte Gemeinschaft. Es wurde angedeutet, daß es Aufgabe des Kindergartens ist, dem Kinde Sublimierungsmöglichkeiten und Ersatzbefriedigungen für Triebverzichte zu schaffen. Jetzt stehen wir vor der Frage, wie der Kindergarten zu leiten sei, wenn wir diesen Zielen zustreben wollen.

Wir haben das Kind in die Gemeinschaft zu stellen, die wir mit Fröbel als die erweiterte Familie auffassen wollen, und ihm hier Gelegenheit zu geben, ein dem Kinde an sich und ihm als Einzelperson angepaßtes Leben zu führen. Wir wollen dabei zuerst erörtern, wie wir eine Erleichterung der Anpassung an die Realität zu erreichen suchen, indem wir anerkennen, daß das kleine Kind ein „Lust-Ich" (Freud) ist, dem man Verzichte nur abverlangen darf, wenn man ihm Ersatzbefriedigungen schafft.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Vorgang des Erzogenwerdens dem Kinde im Rahmen einer Gemeinschaft erleichtert wird, weil es sich dort nicht so stark als allein-leidender Teil empfindet. In diesem Sinne bedeutet der Kindergartenbesuch den Kindern eine Hilfe bei der von ihm geforderten Kulturanpassung. Die Verzichte, die das Kind zu leisten hat, um kulturfähig zu werden, — im Augenblick um kindergartenfähig zu sein, — müssen durch andere Werte aufgewogen werden. Wenn wir den Gedanken aussprechen „Freude zu bringen ist des Kindergartens Ziel" (Friedrich Fröbel), so haben wir bereits den einen Weg gefunden, der uns Hilfe bringt. Ganz selbständig aus dem Zusammenleben und Zusammenspielen der Kinder erwächst trotz aller Übertragung der Familienkonflikte eine ihnen freudvolle Atmosphäre, solange der Erwachsene nicht störend und zu viel erziehend eingreift. Es ist nicht nötig, daß die Leitung, wie es in dem im alten Sinne geführten Kindergarten geschieht, die Freude durch allerlei Spielchen und Beschäftigungen künstlich zu gestalten sucht; die Kinder erfreuen sich selbst, einfach durch ihr Beisammensein, wenn man ihnen nur die Mittel an die Hand gibt, sich zu beschäftigen und ihnen die nötige Spiel-, Bewegungs- und Gestaltungsfreiheit gewährt, und wenn man auch für die, die es brau-

chen oder wünschen, die Möglichkeit der gelegentlichen Absonderung von der Allgemeinheit schafft.

Trotzdem: Wir wissen, daß das Leben in der Gemeinschaft viel vom Kinde verlangt, daß es vieles, was es möchte, im Interesse der anderen nicht tun darf, daß es Rücksichten nehmen muß, Vorsicht zu üben hat, daß es eigene Wünsche, Triebansprüche, Affektäußerungen, selbst in einem frei geführten Kindergarten, nicht unbehindert ausleben darf. Diese aus der Gemeinschaft erwachsende Einschränkung des Kindes ist ein wesentlicher Wert des Kindergartens; denn er führt das Kind auf den Weg, den es später im Leben doch gehen muß, er tut es aber — richtige Führung vorausgesetzt — in einer milden, das Kind verhältnismäßig wenig störenden Form. „Der Übergang vom Lust- zum Realitätsprinzip ist einer der wichtigsten Fortschritte in der Entwicklung des Ichs" (Freud)[1]. Wollten wir dem Kinde alle Versagungen ersparen, würden wir es auf seiner Entwicklungsstufe stehen lassen; nur durch Einschränkungen wächst das Kind, kann es wachsen.

Wir erkennen also — um Mißverständnissen vorzubeugen sei es nochmals hervorgehoben — die Notwendigkeit des Ertragens eines Quantums Unlust an, erleichtern sie aber durch die aus der Kindergartenumwelt erwachsenden Mittel. Künstliche, sogenannte pädagogische Versagungen lehnen wir ab, da die aus der Gemeinschaft entstehenden Anforderungen an sich große sind. Als allgemeines Prinzip gelte, daß das Kind in einen Lebenskreis zu stellen sei, wo man es frei leben läßt, so daß es sich dadurch selbst erzieht (Montessori!). Der „Erziehungszwang" der Erwachsenen ist aber die Gefahr, die den Kindern droht. Es ist sicher, daß dort, wo Freiheitsbeschränkungen, Verbote aller Art, das Korrigieren des kindlichen Verhaltens über ein gewisses Maß hinausgehen, wo an dem Kinde — eben aus jenem Erziehungszwang heraus — herumerzogen wird, daß dort statt zweckmäßiger Anpassung eine Gegeneinstellung und somit die Erschwerung der Realitätsanpassung erzielt wird.

Wie bereits vorher erwähnt, legt der psychoanalytisch orientierte Erzieher einen anderen Maßstab an die Einfügungsfähigkeit des Kindes als es die allgemeine Pädagogik tut. Es wurde gezeigt, daß wir den Begriff des „artigen" Kindes einzuschränken, wenn nicht abzulehnen geneigt sind. In manchen Fällen wird es sogar zu den Aufgaben des Kindergartens gehören, ein Kind „unartiger" zu machen, d. h. ihm eine durch Hemmungen oder Erziehungsdressur gewordene Bravheit zu nehmen, es dazu zu führen, freier zu sein, sich mehr gehen zu lassen, kurz, sich mehr zu erlauben und die Anforderungen seines unbewußten Ichideals herabzumindern. Warum wir dies für wünschenswert halten, soll hier nicht noch einmal erörtert werden. Auch hier wird neben der durch uns geschaffenen Beeinflussungsatmosphäre der Kindergarten an sich, die Kindergemeinschaft,

1) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schriften, Bd. VII, S. 370.

eine wichtige Rolle spielen. Wenn wir einer von Reik[1] ausgesprochenen Ansicht zustimmen, daß die Gemeinschaft die Schuldgefühle herabzumindern geeignet ist, so werden wir annehmen können, daß die Kinder, wie uns ja auch die Erfahrung lehrt, häufig im Zusammensein mit anderen mehr Mut zur „Ungezogenheit" aufbringen. Sie gestatten sich mehr und führen gelegentlich selbst sonst als unschön oder verboten Erkanntes aus, eben weil ihr Schuldgefühl durch das Bewußtsein beruhigt wird: Ich bin es ja nicht allein, die anderen finden es ja auch nicht schlimm.

Wir kamen hier zu einem Punkt, der unsere ernsteste Aufmerksamkeit verdient, und zu dem man heute, da man noch im Stadium des Erprobens und des Erforschens steht, schwer eindeutig Stellung nehmen kann. Wir erkannten, daß wir vom Kinde Anpassung verlangen müssen und treten anderseits dafür ein, seine Bravheit herabzumindern. Es bedarf der Hervorhebung, daß es nicht leicht ist, hier das richtige Mittelmaß zu finden, und es wird dem pädagogischen Takt des Erziehers vorbehalten bleiben, sich einen Weg zu suchen, der die Masse nicht zum Chaos führt und doch dem einzelnen Kinde sein Recht werden läßt. Wir müssen uns darüber klar sein, daß die neue Art der Leitung bedeutend schwerer durchführbar ist, als die ehemals (und auch heute noch vielfach) angewandte autoritative Führung. In gleicher Weise habe ich die von Montessori geforderte Passivität der Leiterin in der Praxis als wesentlich schwerer erkennen müssen, als die im alten Kindergarten geübte mehr aktive Pädagogik. Es ist ja so viel leichter, vorzuschreiben, anzuordnen, die Gebende und direkt Führende zu sein, als nur beobachtend zugegen zu sein und sich abwartend zu verhalten; alles treibt ja den Pädagogen seelisch dazu, einzugreifen, zu bessern, zu belehren; er wäre ja nicht Erzieher geworden, wenn nicht unbewußte Verkettungen in seinem Seelenleben ihn zu dieser Aktivität trieben. Und doch erkennen wir es als das wesentlichste Verdienst Maria Montessoris an, daß sie durch die Beschränkung der Leiterin auf eine passive Rolle den Kindern zu einer größeren Entwicklungsmöglichkeit verholfen hat. Der psychoanalytische Pädagoge findet sich darin mit Montessori in Übereinstimmung, daß auch er von seinem Standpunkte aus die Selbständigkeit des Kindes befürwortet. Wir erkennen die Selbständigkeit als Grundlage für eine gesunde Ichentwicklung an. Es wurde schon auf die Nachteile einer durch Verwöhnung hervorgerufenen Zurückhaltung des Kindes auf infantiler Entwicklungsstufe hingewiesen, und es soll in diesem Zusammenhange nochmals das Augenmerk darauf gelenkt werden. Ich sehe in der Gewöhnung an Selbständigkeit vor allem den Weg, die Kinder von der erdrückenden Übermacht der Erwachsenen zu befreien. In Hinblick auf die so leicht entstehenden, meist sogar im Kindergartenalter schon vorhandenen Minderwertigkeits- und Schuldgefühle, die durch das bei der

---

1) Theodor Reik, Geständniszwang u. Strafbedürfnis. S. 220. Internat. PsA. Verlag, Wien 1925.

üblichen „Erziehung" gewohnheitsmäßige Herabdrücken, Gängeln, als unfertig Kennzeichnen heraufbeschworen oder doch verstärkt werden, müssen wir ein Ernstnehmen des Kindes und seiner Strebungen befürworten. Das Kind darf sich keinesfalls als minderwertiges, uns unterstehendes Wesen empfinden lernen. Frei muß es sich bewegen, frei sich durchsetzen und frei sich erarbeiten, was es zu seiner Entwicklung braucht. Wenn wir den Begriff der Anpassung an die Realität so verstehen: „Das Leben meistern mit möglichst wenig Leid", so werden wir erkennen, daß Selbstgefühl, Sicherheit und Zutrauen zu sich selbst und eine Herabminderung des Schuldgefühls Ziel jeder Erziehung sein sollte. Vielleicht wird die hier theoretisch dargelegte Ansicht durch die Mitteilung aus einem Kinderheim am besten unterstützt werden. Vera Schmidt berichtet: „Unserer Erfahrung nach gelingt die Anpassung an die Realität am leichtesten Kindern mit starkem Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl. So würde also ein Weg zur Anpassung auch über die Hebung des Selbstbewußtseins führen."[1]

Die Forderung ausgeprägter Selbständigkeit und Selbstausbildung schließt aber nicht aus, daß dem Kinde im Kindergarten eine Führerpersönlichkeit — als Mutterersatz — übergeordnet sein muß, auf die es seine aus der Familie mitgebrachten Gefühle positiver und negativer Art übertragen kann. Wenn wir, wie dargetan wurde, eine Loslösung von zu enger Familienbindung als eine Aufgabe des Kindergartens betrachten, werden wir nicht darüber im Zweifel sein, daß von uns gebotene Ersatzbefriedigungen einen Ausgleich schaffen müssen. Das Liebesbedürfnis des Kindes, sein ängstliches Suchen nach Rückhalt und Sicherheit, sein Trostbedürfnis (denn es fühlt sich ja in vielen Fällen von der Mutter kränkend verlassen) muß bei der Leiterin des Kindergartens auf Reaktionen stoßen, die das Kind dazu führen, bisher nur den Eltern gegenüber empfundene Gefühlseinstellungen nun hier weiterzubilden. Durch Liebe verwöhnte Kinder dürfen nicht zu viel auf einmal entbehren, wenn sie in der neuen Umgebung sind, und die, die bisher Mangel empfanden, sollen bei uns Gefühlswärme und vermehrte Liebesmöglichkeit finden. Und das ist das Neue, vielleicht mit das Wesentlichste, was uns die psychoanalytische Wissenschaft für die Pädagogik gebracht hat: Wir versuchen durch eine bewußte Regelung des Übertragungsverhältnisses die Beziehung des Kindes zum Erzieher seiner Leitung nutzbar zu machen. Das Kind soll aus Liebe zum Erzieher, also freiwillig, Verzichte leisten und sich anpassen. Es muß daher unser Bestreben sein, des Kindes Liebe auf uns zu richten und dieses nicht dem Zufall zu überlassen, sondern durch unser Verhalten dem Kinde gegenüber eine möglichst schnelle Übertragung zu erreichen. Die Liebe des Kindes zur Erzieherpersönlichkeit wird so zum Hebel für unsere pädagogischen Bemühungen, die freilich, es sei nochmals betont, der zwingenden Aktivität entraten sollten. Wir sind nur

---

1) Vera Schmidt, Psychoanalytische Erziehung in Sowjetrußland. Bericht über das Kinderheim-Laboratorium in Moskau. S. 16. Int. PsA. Verlag 1924.

da, stehen für das Kind im Mittelpunkt, dem es zustrebt, dem es Beachtung abverlangt, und dem es sich angleichen will. Dabei müssen wir uns hüten, zu sehr übergeordnet zu erscheinen, um auf das Kind nicht niederdrückend zu wirken, ihm nicht zu unerreichbar zu sein. So schließt also Kameradschaftlichkeit durchaus nicht die Führerrolle aus, wird ihrem Druck aber entgegenwirken. Neben der von uns dem Kindergarten aufgeprägten Lebensluft wird, da wir Strafen ablehnen, einzig unser Verhalten zum Kinde: Anerkennende Freude, gezeigte Ablehnung, Herzlichkeit oder Liebesentzug (Nichtbeachtung) regelnder Faktor sein.

Ich bin mir bewußt, daß die hier kurz geschilderte pädagogische Verhaltungsweise als undurchführbar erscheinen muß, wenn man an die Arbeit in einem großen Kindergarten denkt. Dort wird der Kontakt zwischen der Leiterin und dem einzelnen Kind nur dann ein so naher sein, wie ich es hier als wünschenswert hingestellt habe, wenn die Erzieherpersönlichkeit eine ausgeprägte Führernatur und von besonderer pädagogischer Begabung ist. Aber wenn ich mir auch nicht die Schwierigkeit der von mir gekennzeichneten Arbeitsweise im Rahmen eines Massenkindergartens verhehle und mir bewußt bin, daß ich meinen Standpunkt nur auf theoretische Studien und ihre Erprobung im kleinen Kindergarten stützen kann, so halte ich ihn doch im Interesse der Kinder als den gegebenen. Wir können unsere Erkenntnisse nicht unterdrücken, weil ungünstige äußere Umstände ihnen entgegenstehen; es gilt eben, die äußeren Umstände nach Möglichkeit unseren Wünschen gemäß zu formen.

Daß der Massenkindergarten für ein so junges Kind, wie es der Kindergartenbesucher ist, ungünstig sein muß, wird aus meinen bisherigen Darlegungen hervorgegangen sein. Auch der nicht analytische Pädagoge war sich, wenn auch von anderen Gesichtspunkten ausgehend, zumeist der Nachteile bewußt, die die zu große Gemeinschaft für das Kleinkind hat. Man machte Versuche verschiedener Art, um den Schädigungen durch die Masse entgegenzuwirken und gelangte dazu, statt großer Klassen kleine Abteilungen zu schaffen (Gruppenkindergarten), die wenige Kinder familienartig vereinen. Wenn die Möglichkeit bestünde, jeder Kindergruppe eine besondere Leiterin (Gruppenmutter) zu geben, wäre das Ideal erreicht, da sich unter diesen Umständen das Übertragungsverhältnis gut anbahnen ließe. Leider lassen sich aber Gruppenkindergärten nur dort einrichten, wo man mit der Hilfe von Seminaristinnen rechnen kann. Durch den Schülerinnenbetrieb, der täglich andere Persönlichkeiten mit den Kindern in Berührung bringt, sie den verschiedensten Einflüssen aussetzt und feste Gefühlsbeziehungen erschwert, wirkt man einem guten Übertragungsverhältnis der Kinder zur Leiterin entgegen. Und es erscheint mir fraglich, ob nicht ein größerer Kindergarten unter dem Einfluß einer leitenden Kraft ohne die Mitwirkung vieler Schülerinnen den Kindern weniger Nachteile bringt, als ein der Unruhe und Ziellosigkeit ausgesetzter Gruppenkindergarten. Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, und kann auch nicht meine Aufgabe sein, für

dieses Problem die Lösung zu finden, ebensowenig wie ich nicht im Rahmen dieser Ausführungen der Frage der Schülerinnenausbildung an sich näher treten kann, obgleich man vom psychoanalytischen Standpunkte aus mancherlei dazu zu sagen hätte. Zweck dieses kurzen Hinweises war es nur, unsere Aufmerksamkeit auf die gekennzeichneten Fragen zu lenken.

Wenden wir uns wieder dem pädagogisch wichtigen Übertragungsverhältnis zu. Sicherlich wird es von größter Wichtigkeit für die weitere Einstellung des Kindes zu übergeordneten Persönlichkeiten, insbesondere zu den Lehrkräften der Schule sein, wie sich das Übertragungsverhältnis im Kindergarten gestaltet. Gerät das Kind in eine Gegeneinstellung, so wird sich der Widerstand leicht auch auf die Schule übertragen, und umgekehrt ist anzunehmen, daß eine vorteilhaft verlaufene Kindergartenzeit eine gute Vorbereitung für die Schule ist. Von einer solchen nachhaltigen Wirkung des Kindergartens kann freilich nur die Rede sein, wenn wir mit einem längeren Besuch des Kindergartens, und zwar desselben Kindergartens rechnen können. Man übersieht im allgemeinen die Gefahren, die ein häufiger Wechsel der Erzieher dem Kinde bringen kann und wie schädlich es ist, es immer wieder aus einer Umgebung herauszureißen, in der es Wurzel faßte. Die Erschütterungen, denen das Liebesleben des Kindes dabei ausgesetzt wird, können sein ganzes Wesen beeinflussen. Angst vor Liebesverlust und Enttäuschungen können zur Grundlage der gesamten Persönlichkeitseinstellung gemacht werden.[1]

Es könnte nun die Frage auftauchen, ob nicht auch beim Übergang aus dem Kindergarten zur Schule Schwierigkeiten für das Kind entstehen, die wir auf das Konto der Übertragungs-Bindung zu setzen hätten. Nach meinen Erfahrungen tritt nur in den seltensten Fällen ein solches Haftenbleiben am Kindergarten in Erscheinung. Selbst dort, wo ein Kind mit starker Liebe am Kindergarten zu hängen scheint und eine enge Bindung an die Leiterin oder eines der Kinder bestand, pflegt der Abschied erstaunlich schnell überwunden zu werden. Der Eintritt in die Schule ist dem Kinde gleichbedeutend mit einem herbeigesehnten Aufstieg zum Erwachsensein, der Kindergarten wird als ein überwundenes Stadium empfunden. Die Ablehnung, die das eben eingeschulte Kind vielfach dem Kindergarten und seinen bisherigen Kameraden entgegenbringt, ist wohl zum Teil hierauf zurückzuführen. Doch wollen wir nicht übersehen, daß die Geste der Erhabenheit auch als eine Überkompensation des Trennungsschmerzes aufgefaßt werden kann.

Wenn bei einem Kinde einmal ein stark-sehnsuchtsvolles Zurückwünschen der Kindergartenzeit bemerkbar wird, neige ich dazu, wenn nicht aus dem Schulleben erwachsende Schwierigkeiten die Ursache sind, dies als ein neurotisches Symptom anzusehen. Das normale Kind hat eben den Trieb nach

1) Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß auch Ammen- oder Pflegerinnenwechsel und häufiger Wechsel der Hausgehilfinnen, der Verlust einer geliebten Erzieherin, ebenso wirken können.

vorwärts; wo ein Rückwärtsschauen deutlich wird, sollten wir ihm als Neigung zur Regression [11][1] Beachtung schenken.

Es kann freilich auch vorkommen, daß ein Kind durch das Verhalten der Leiterin, mehr als wünschenswert ist und mehr als es in Hinblick auf die Herstellung einer Übertragung notwendig erscheint, in eine zu heftige Gefühlsbindung hineingetrieben wird. Es ist anzunehmen, daß manche Erzieherinnen, die einem einzelnen Kind oder auch der Gesamtheit der Kinder ein Übermaß an Liebe zuströmen lassen, sich der Tragweite ihres Verhaltens, vielleicht sogar der Tatsache des übermäßigen Liebens, garnicht bewußt sind. Psychoanalytische Erkenntnisse haben dazu geführt, die Frage der Berufswahl in eine neue Beleuchtung zu rücken und die Einstellung eines Menschen zu seiner Arbeit und innerhalb derselben auch aus seinem Unbewußten heraus zu verstehen. Eigene Kindheitserlebnisse, deren Spuren sich im Seelenleben eingegraben haben, beeinflussen das Verhalten des Erziehers ebenso wie die Erlebnisse und Gedanken der Gegenwart. Affekte und Gefühle, die im realen Leben keine Abfuhr finden, wirken sich in unserem Verhalten zu den Kindern aus. Auch sexuelle Gefühle und unausgelebte Mütterlichkeit kommen hier zum Ausdruck und finden im Verkehr mit den Kindern Ersatzbefriedigung und wünschenswerte Sublimierung. Es bedarf aber der Selbstbeobachtung, vor allem des Wissens um diese Dinge, um uns vor Abwegen zu bewahren.

Die Mitwirkung unbewußter Komponenten bei mancherlei Schwierigkeiten des Pädagogen kann nicht scharf genug in das Blickfeld gerückt werden. Mancher Erzieher leidet unter gelegentlichen Disziplinschwierigkeiten. Das Versagen eines Kindes, der Widerstand einer Gruppe beleidigt, oft auch bei bewußt freier Einstellung des Erziehers, seinen Narzißmus; er nimmt solche Reaktionen als eine Folge eigener Fehler, faßt sie als Bloßstellung auf und läßt sie dadurch als Kränkung auf sich wirken. Ehrgeizige Erwachsene ertragen es nur schlecht, wenn sie die Kinder nicht den ihnen vorschwebenden Weg gehen sehen. Und hier zeigt es sich, wieviel schwerer es der moderne Erzieher hat: Ein Erzieher alten Schlages will regieren, der moderne Erzieher lehnt dieses Wollen ab, doch spielt das Unbewußte ihm oft einen unangenehmen Streich, indem es seine Auswirkungen eine zu deutliche Sprache sprechen läßt.

Auch der moderne Erzieher kann gelegentlich einem vom Unbewußten geleiteten Trieb nachgeben, ein Kind zu quälen. Gibt es Pädagogen, die nie Fehlgriffe taten, die nie, trotz bewußter Ablehnung derartiger Handlungen, ihren Willen dem des Kindes aufzwingen wollten? Machtgier, Sadismus und noch manches andere kann da mitschwingen. Vielleicht waren es gerade solche Triebe, die den Erzieher seinen Beruf wählen ließen, unbewußt freilich und nach außen hin durch einleuchtende und

1) Die Zahlen in eckigen Klammern verweisen auf die am Anfang dieser Arbeit (Heft 1, S. 18 f) veröffentlichte „Erklärung der psychoanalytischen Fachausdrücke".

bestechende Gründe verschleiert. Man denke daran, daß Übergüte oft Grausamkeit kompensiert, daß Weichheit, auch in der Pädagogik, häufig sadistische Antriebe verdeckt.

Welche Rolle die zumeist unbewußten Schuldgefühle bei der Erziehertätigkeit spielen, sei hervorgehoben. Wo der Erzieher selbst seine schwache Stelle spürt oder auch nur dunkel ahnt, wird er unduldsam dem Kinde gegenüber. Er will — und wohl gerade bei einem sehr geliebten Kinde — nicht gleiche Fehler sich entwickeln lassen.

Die Liebe zu Kindern ist es, die in den meisten Fällen zu einer Beschäftigung mit ihnen drängt. Was aber steht hinter der bewußten Liebe im Unbewußten der Persönlichkeit? Sicherlich entspringt die Liebe zu Kindern immer einer Identifizierung mit ihnen. Nur wer sich, wenn auch unbewußt, an Stelle des Kindes setzt, wird ihm wirkliche Zuneigung entgegenbringen. Wünsche aus der eigenen Kindheit, oft eigene Leiden, bilden die Grundlage zu einem Helfenwollen; man will es als Erzieher den Kindern eben besser gestalten, als man selbst es einst hatte. Häufig wird bei der Wahl des Erzieherberufes eine Gegnerschaft gegen die eigenen Eltern und Erzieher mitsprechen, obgleich in den seltensten Fällen dieser Gedanke aus dem Unbewußten hervor ins Bewußtsein dringt. Entspringt doch zumeist ein Refomierenwollen unbewußten Antrieben, die im Verhältnis zu einem Elternteil ihre Wurzeln haben. Daß diese Motive, wo sie den Hintergrund zur Berufswahl bildeten, den Pädagogen zu einer Aktivität führen möchten, die er bewußt vielleicht nicht gutheißt, steht außer Zweifel, und Konflikte erwachsen ihm sicherlich daraus. Noch vielmehr dort, wo etwa sozialpolitische Einstellung, der Wunsch, Ideen zu verbreiten, Richtungen anzubahnen, den Ausgangspunkt für erzieherisches Wirken bilden. Hier liegt auch die Gefahr nahe, daß man das Kind als Objekt behandelt und selbst bei bewußter Ablehnung der Autorität, unbewußt zu seinem Führer werden will.

Wir sahen so, daß aus dem Konflikt zwischen bewußtem Wollen und den unbewußten Strömungen des Seelenlebens Schwierigkeiten entstehen können, unter denen der Erzieher leidet, ohne die Ursache zu erkennen. Mancher körperliche oder seelische Erschöpfungszustand, wie wir ihn gerade bei den Kindergärtnerinnen so häufig sehen, hat nicht nur in der meist real vorhandenen Überarbeitung seinen Ursprung, sondern erwächst aus diesen inneren Schwierigkeiten. Aufsteigende Verbitterung, Gereiztheit den Kindern gegenüber, unbewußte Abneigung gegen die Arbeit an ihnen sind oft zu beobachten. Diese Symptome sollten nicht unbeachtet bleiben, sowohl im Interesse der Kinder, die unter einer so ungünstigen Führung zu leiden haben, als im Interesse des Erziehers selbst. Es wird sich in vielen Fällen empfehlen, diesem aufreibenden Kampf durch eine psychoanalytische Kur entgegenzuwirken. Daß neben dem subjektiven Befinden auch die pädagogische Arbeit aus der Analyse Vorteile zieht, sei betont. Wir stehen dem Kinde ganz anders gegenüber, wenn unser Blick durch psychoanalytische

Erkenntnisse erweitert worden ist. Es ist sogar wünschenswert, wenn auch fürs erste praktisch noch nicht allgemein möglich, eine Psychoanalyse der pädagogischen Vorbildung einzureihen.[1]

IV

Spiel und Beschäftigung im Kindergarten

Während das Spielen, das freie Spiel, im Kindergarten meist hinter den zielsetzenden Beschäftigungen zurücktritt und im Montessori-Haus sogar auch das gemeinsame, organisierte Spiel zu fehlen pflegt, wird der psychoanalytisch orientierte Erzieher das Spielen und jede frei ausgeführte Beschäftigung in den Vordergrund stellen. Es ist ein Verdienst Maria Montessoris die Selbsttätigkeit der Kinder in den Kindergarten eingeführt zu haben. Zwar glaubte man ja auch im Fröbelschen Kindergarten die Kinder zur Selbsttätigkeit hinzulenken, doch indem man Anleitung (nicht nur technische) gab, Ideen anregte, die Ausführung vorschrieb, kurz, nach der Absicht des Erziehers arbeiten ließ, statt das eigene Schaffen der Kinder gelten zu lassen, bewies man, daß man den wahren Sinn der Selbsttätigkeit noch nicht verstanden hatte. Montessoris revolutionäre Umgestaltung der Beschäftigungsmethode hat auch auf die Fröbelschen Kindergärten Einfluß geübt, und man pflegt heute auch hier den Kindern Freiheit bei Spiel und Arbeit zu lassen und kommt mehr und mehr von einem stundenplanartigen Beschäftigen der Kinder ab. Man kann sogar heute Kindergärten antreffen, die den Kindern mehr wirkliche Wahlfreiheit zuerkennen, als es die Leitung im Sinne der Montessori tut, die durch die vorgeschriebene Materialverwendung und die Nichtachtung des phantasiemäßigen Spielens einen Teil von dem zunichte macht, was sie den Kindern an Gutem brachte.

Wir haben vorher gesehen, warum psychoanalytische Erziehung sich bestrebt, das Kind zur Selbständigkeit zu führen; selbsttätige Beschäftigung des Kindes ist Vorbedingung der Selbständigkeit. Es ist mir auch wahrscheinlich, daß eine wirkliche Sublimierung, zu der der Kindergarten den Kindern Gelegenheit geben soll, besser bei einer Eigentätigkeit gelingen wird als bei Arbeiten, die vorgeschrieben werden und bei denen das Kind nicht eigenen Impulsen folgen kann. Denn das Kind bringt in seinem Tun, sei dies nun eigentliches Spielen oder eine Tätigkeit wie Zeichnen, Formen, Ausschneiden, das zum Ausdruck, was es seelisch beschäftigt. Lassen wir ihm Freiheit zu dieser Darstellung und Umgestaltung seiner Triebe, seiner Gefühle, seiner Gedanken, so verhelfen wir ihm zu einer besseren „Bewältigung seiner Lebenseindrücke“ (Freud).

---

1) Schneider, Psychoanalyse und Lehrerbildung. Zeitschr. für psychoanalytische Pädagogik, III, 287.

Wenn man ein sich selbst überlassenes Kind beobachtet, wird man es meist spielen sehen. Das normale Kind sucht und findet einen Weg, sich spielend zu beschäftigen. Auch wenn keine eigentlichen Spielsachen vorhanden sind und kein zum Spielzeug verwendbares anderes Material, verzichtet das Kind nicht auf das Spiel: Es wird seine Gedanken spielen lassen, sich Erlebnisse erdenken, tagträumen. Auch dies ist nämlich Spiel, denn Spielen bedeutet ein Umgestalten der Realität, eine Wunschbefriedigung, eine Beschäftigung mit sich selbst. Der Wert des Spielens für das Kind baut sich auf verschiedene Triebkräfte auf. Vor allem sucht das Kind aus dem Spiel reinen Lustgewinn zu ziehen. Es stellt oft etwas dar, was seinem täglichen Erleben fernab zu liegen scheint und versetzt sich wohl in eine Rolle, ohne zu wissen, wie es damit dem entgegenkommt, was es bewußt, sicherlich aber mehr noch unbewußt, ersehnt. Die durch die Erziehung unterdrückten Triebe, verdrängte Wünsche, geheime Regungen kommen im Spiel zur Auswirkung. Denn im Spiel darf das Kind ungestraft das tun, was ihm die Realität verwehren muß; das Verbotene kann hier in erlaubter Form, unbemerkt von der Umgebung und ohne mit dem Über-Ich des Kindes in Konflikt zu kommen, erlebt werden. Man betrachte in dieser Beleuchtung das „Familienspiel", bei dem sich das Kind mit Vater oder Mutter identifiziert und dabei die in ihm wirksamen Ödipus-Wünsche in der Phantasie zu befriedigen vermag. Die in diesem Spiel auftretenden „Kinder" versinnbildlichen sicher in sehr vielen Fällen die Geschwister, die man hier aufs beste beherrschen, bestrafen, quälen kann. Der Machtwille und das Geltungsbedürfnis können sich dabei ausleben, und es ist anzunehmen, daß sich gerade Kinder, die im realen Leben bedrückt sind und unter Angst, Minderwertigkeitsgefühlen und unter Hemmungen zu leiden haben, im Spiele Machtphantasien hingeben und sich groß und überlegen fühlen. Dabei ist an die verschiedenen Kampfspiele zu denken, bei denen das Kind als „Schupo", „Soldat" oder auch als „wildes Tier" andere bedrohen, fesseln, schlagen darf, wo es der Mächtige sein und andere beherrschen kann. Gerade bei zaghaften Kindern konnte ich oft in diesen Spielen ein Überkompensieren ihrer Angst beobachten. Als Kriegsgegner werden wir natürlich niemals die Kinder zum Soldatenspiel hinleiten, aber wir sollten uns hüten, ihre Raufgelüste zu unterdrücken, wenn sie sich im Spiel durchzusetzen trachten. Kampfinstinkte sind in uns allen wirksam. Die Entladung der Affekte, die bei diesen Spielen erreicht wird, ist Hilfe für das Kind, und zu starke Verdrängung derselben, wie ihn Erziehungseinfluß oft bewirkt, kann bei manchen Kindern eine Affektanhäufung zur Folge haben, die keinesfalls günstig ist. Verbote, die in ein Spiel eingreifen, sind daher nach Möglichkeit zu vermeiden. Roheitsakte im Spiel, die sich gegen die Puppe oder das Spieltier richten, sollte man besser nicht beachten; es erscheint wahrscheinlich, daß Affekte, die im Spiel eine Abfuhr finden, einer Entgleisung im realen Leben vorzubeugen vermögen. Wir täuschen uns, wenn wir annehmen, daß moralische Reden, mit denen

wir das spielende Kind zu beeinflussen suchen, es wirklich zu ändern vermögen.

Auch politische Tendenzen sollten uns nicht veranlassen, die Spielfreiheit der Kinder zu beschneiden. Wenn man in linksgerichteten Kreisen die Märchenspiele unterdrücken will, weil sie der politischen Einstellung schaden könnten, so muß dies von unserem Standpunkt aus abgelehnt werden. Es gibt Kinder, die diese Spiele besonders lieben und die in ihnen immer nur Prinz oder Prinzessin darstellen wollen, um damit ihren Machtgelüsten und ihrem Narzißmus entgegenzukommen. Wir erkannten, daß das Kind die phantasiegemäße Umgestaltung seiner Wünsche braucht, um sich der Realität angleichen zu können, die Märchengestalten, sei es im erzählten Märchen oder im darstellenden Spiel, ausschalten, heißt den Kindern Symbole für ihre einschneidensten Konflikte rauben. Und man erreicht schließlich nichts mit dieser Ablehnung, da die Kinder sich ihre Gestalten aus sich heraus schaffen, gleichviel, welche Namen sie ihnen geben.

Die Bauspiele sollen hier nicht vergessen werden, da sie auch Gelegenheit zur Darstellung seelischer Eindrücke und Gedankenkreise geben. Es gibt Kinder, die längere Zeit hindurch immer wieder Brand, Hauseinsturz, Zusammenstöße, kurz, Vernichtung darstellen. Gleichzeitig bringen ihre Zeichnungen und mündlichen Phantasien dasselbe zum Ausdruck und lassen uns auf unterdrückte Affekte schließen. Daß das bei vielen Kindern beliebte und mit einem Schmunzeln erläuterte Bauen eines Klosetts das anale Interesse, von dem an anderer Stelle die Rede war, verdeutlicht, scheint unwiderlegbar. Wie geheime Antriebe sich im Spiel durchzusetzen vermögen, zeigte mir der kleine Theo. Er war auf sein Schwesterchen, wie mir schien mit Recht, eifersüchtig. obgleich er seine Gefühle gut zu verbergen wußte. Aber bei einem Bauspiel ließ er seine wahre Empfindung, seine gegen sie gerichteten Wünsche erkennen. Er erklärte mir das, was er gebaut hatte, so: „Das ist ein Bett, da liegt eine Puppe drin. Die war ungezogen, ging ans Fenster. Da hab ich Steine auf sie gelegt, nun ist sie tot. Nun kommt der Totenwagen.“ Bei diesen letzten Worten strahlte der Kleine sichtbar. Da sich am Tage vorher eine aufregende Szene bei Theo im Kinderzimmer abgespielt hatte, als die Mutter die beiden aufs Fenster gekletterten Kinder erblickte, muß man annehmen, daß des Kindes Bauspiel an diese Situation anknüpfte, und daß das im Bett liegende Kind sein Schwesterchen darstellte, auf das sich bei ihm unbewußte Todeswünsche richteten. So verrät sich häufig geheimstes seelisches Geschehen im Spiel.

Auch das sehr verbreitete Doktorspiel wollen wir in diesem Zusammenhange nicht vergessen, dessen unbewußte Hintergründe verschiedene sein mögen, bei dem wir aber doch meist annehmen können, daß die dargestellten ärztlichen Behandlungsweisen eine symbolische Darstellung sexueller Vorgänge sind. Man denke ferner an das unermüdliche Besorgen der Puppen, das übrigens auch mit Vorliebe von den Jungen ausgeführt wird. Es läßt sich vermuten, daß (besonders bei geschwisterlosen Kindern) eigene Früh-

erinnerungen oder unbewußte Nachwirkungen der Reinlichkeitserziehung die Grundlage dieses Spieles bilden, und wir nehmen dies als einen Beweis mehr für die einschneidende Wirkung der Gewöhnung an Sauberkeit und sehen dabei, daß hier noch Fixierungen vorliegen, die äußerlich überwunden scheinen. Daß beim Puppenspiel (und bei dem neuerdings häufigeren Spiel mit dem Teddy) das den meisten Kindern eigene Gefühl für Zärtlichkeit eine gute Abfuhr findet, kann man leicht beobachten. Was die Puppe dem Unbewußten des einzelnen Kindes bedeutet, welchen Symbolwert sie hat, bedürfte eingehender Forschung; dem bewußten Seelenleben kann die Puppe als Liebesobjekt Gelegenheit zu fürsorgerischer und zärtlicher Betätigung geben, und da das Kind sich wohl von der Puppe geliebt glaubt, findet auch sein Liebesbedürfnis Genüge. Es dürfte für die Leiterin eines Kindergartens wertvoll sein, an der Form des Puppenspiels zu erkennen, ob das Kind nach mehr Liebe verlangt, ob es mehr Zärtlichkeiten geben möchte, als es darf oder seiner individuellen Eigenart entsprechend geben kann.

Wir haben an diesen wenigen Beispielen gesehen, wie vieles uns aus dem Spiel des Kindes erkennbar ist. Der Beobachter versteht aber nur einen Teil von dem, was sich im Spiele ausdrückt, — gewissermaßen die Oberschicht, — da das meiste nicht direkt, sondern nur in einer symbolischen Ausdrucksform wiedergegeben wird; das Eigentliche, Wesentliche können wir erst mit Hilfe der analytischen Deutungskunst enträtseln. Das eine aber haben wir mit den knappen Andeutungen zu klären versucht: Die Komplexe des Kindes, also das, was seine Psyche erfüllt, was sie, vorherrschend unbewußt, beunruhigt, was innere Kämpfe auslöst, aber auch was Lust bringt, lebt im Spiele auf.

Zur Bewältigung der durch das Leben und insbesondere durch die Erziehung heraufbeschworenen Konflikte, bedarf das Kind der Betätigung der Phantasie, die ihm das zu schaffen vermag, was ihm sonst unerreichbar ist. So könnte man das Spielen der Kinder ein phantasiemäßiges Ausleben nennen, das ihnen die Anpassung an die Realität erleichtern hilft. „Die Schöpfung des seelischen Reiches der Phantasie findet ein volles Gegenstück in der Einrichtung von ‚Schonungen', ‚Naturschutzparks' dort, wo die Anforderungen des Verkehrs und der Industrie das ursprüngliche Gesicht der Erde rasch bis zur Unkenntlichkeit zu verändern drohen. Der Naturschutzpark erhält diesen alten Zustand, welchen man sonst überall mit Bedauern der Notwendigkeit geopfert hat. Alles darf darin wuchern und wachsen wie es will, auch das Nutzlose, selbst das Schädliche. Eine solche, dem Realitätsprinzip entzogene Schonung ist auch das seelische Reich der Phantasie."[1]

---

1) Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schriften, Bd. VII, S. 387.

Wenn wir das Spiel von dieser Seite her betrachten, werden wir dazu gelangen, das Kind viel spielen zu lassen. Die Einschränkung der Spielfreiheit des kleinen Kindes würde ihm Lebenserschwerung bedeuten. — Wir können dem Kinde keine Lebensanpassung im Sinne unserer Kulturstufe abfordern, ohne ihm Gelegenheit zu einer phantasiemäßigen Umgestaltung seiner Wünsche zu geben.

Das Ernstnehmen des Spiels als Entwicklungsfaktor ist eine Konsequenz der hier dargelegten Anschauungen. Die sehr allgemeine Herabsetzung des Spiels im Vergleich zur „Arbeit" des Schulkindes oder zur bildenden „Beschäftigung" des Kleinkindes (im Sinne Fröbels oder Montessoris) muß als ein Unrecht gegen das Kind bezeichnet werden. Was für das jüngere Kind wertvoller ist: wenn es sich mit Hilfe eines Lehr- oder Bildungsmaterials beschäftigt, oder wenn es sich in freier Weise spielend auslebt, diese Frage bedarf noch der Klärung. Ich neige der Ansicht zu, daß man dem Kinde zu beiden Beschäftigungsarten Gelegenheit geben sollte, es aber ganz seiner augenblicklichen Stimmung gemäß, ohne jeden äußeren Druck, wählen läßt.

Die Hintansetzung der Phantasietätigkeit im System der Montessori wird uns so als ein großer, recht bedenklicher Fehler erscheinen müssen. Wir können hier nicht eine ins Einzelne gehende Gegenüberstellung unserer Auffassung zu der Montessoris vornehmen. Es sollte jedoch darauf hingewiesen werden, wie grundverschieden die sich auf psychoanalytische Erkenntnisse stützende Bewertung des freien Phantasiespiels von ihrer Stellungnahme ist. Es dreht sich uns dabei weniger um die Frage, ob und wie wir die kindliche Phantasie durch besondere Maßnahmen (organisierte Spiele oder Beschäftigungen) zu pflegen haben, sondern unser Augenmerk ist auf die Möglichkeit des ungestörten und jederzeit möglichen Spielens im Kindergarten zu richten, auf die Freiheit der Kinder, sich ihren Phantasien hinzugeben, sie im Spiel auszuleben. Selbst wenn man, wie dies neuerdings geschehen soll, auch im Montessorihaus Bausteine und ähnliche Materialien bereitstellt, scheint mir diese Möglichkeit dort deshalb nicht gegeben zu sein, weil die Atmosphäre in erster Linie auf die Material-Beschäftigung der Kinder eingestellt ist und man im Sinne der Montessori das Spiel immer als etwas Untergeordnetes auffassen wird. Denn Montessori nimmt das Spiel nicht wie wir als ein Hilfsmittel bei der Anpassung an die Realität, sondern erblickt in der Betätigung der Phantasie eine Erschwerung derselben. Selbstverständlich werden auch wir im Kindergarten Gegenwerte zu geben versuchen, wenn wir bei einem Kinde ein zu starkes Hinneigen zu verträumtem Wesen und gar zu phantastischen Spielen bemerken; aber wir glauben nicht, daß ein solcher vom Normalen abweichender Zustand eines Kindes einzig und allein durch ein Hinlenken zur Realität, soweit es in Beschäftigungsmaterialien gegeben ist, zu beheben sein wird. Wir rechnen in solchen Fällen damit, daß hier ein neurotisches Symptom zur Auswirkung kommt, dessen

Ursache nur auf psychoanalytischem Wege erforscht und beseitigt werden kann.

Auch im Fröbelschen Kindergarten kam lange Zeit hindurch das freie Spiel nicht zu seinem Recht. An manchen Stellen wird es auch jetzt noch vernachlässigt, was umso erstaunlicher ist, als Fröbel die Bedeutung des Spiels für die Entwicklung des Kindes in intuitiver Weise erfaßt hatte und seiner Anschauung in folgenden Worten Ausdruck verlieh:

„Spielen, Spiel ist die höchste Stufe der Kindesentwicklung, der Menschenentwicklung dieser Zeit; denn es ist freitätige Darstellung des Innern aus Notwendigkeit und Bedürfnis des Innern selbst.“[1]

Wenn psychoanalytische Erkenntnis dazu führte, eine Spielhemmung als Vorstufe einer späteren Arbeitshemmung anzusehen (Melanie Klein), so bestätigt dies die von Fröbel ausgesprochene Ansicht: „Das Kind, der Zögling, welcher gut und tüchtig (ich sage aber mit Bedacht: tüchtig) spielt, wird auch gut und tüchtig im Kreise seiner Anlagen und Fähigkeiten lernen und ein tüchtiger Mann und Mensch werden.“[2]

Es erscheint uns auf Grund der hier dargelegten Anschauungen eine wesentliche Aufgabe des Kindergartens zu sein, Kinder, die nicht spielen wollen, also nicht spielen können, zur Spielfähigkeit zu bringen. Freilich, wie wir ein Kind nach dieser Richtung hin beeinflußen können, läßt sich nicht endgültig festlegen. Es gibt die mannigfachsten Arten neurotischer Hemmungen, die das Kind vom Spiel abhalten. Zu starke Verdrängungen, unbewußte Schuldgefühle, vor allem wohl auch eine Selbstbestrafungstendenz scheinen mir geeignet zu sein, das Spielen zu behindern. Auch wenn die Vorgänge, die den Spielinhalt ausmachen, dem Bewußtsein zu nahe sind, wird das Kind sich nicht gestatten dürfen, sich im Spiel frei auszuleben. Zu Depressionen neigende Kinder flüchten zwar manchmal gerade in das Spiel, um sich von ihren beunruhigenden Gedanken zu befreien, oft aber werden gerade die Depressionen der Grund des Schlechtspielens sein, weil sie verhindern, daß sich das Kind im Spiel löst und in seinen Phantasien gehen läßt. In einigen dieser Fälle kann wohl nur eine Psychoanalyse wirkliche Hilfe bringen. Wir haben aus den bisherigen Darlegungen gesehen, wie wichtig dies für die weitere Entwicklung des Menschen sein kann, besonders wenn wir die erwähnte Beziehung zwischen Spielhemmung und Arbeitshemmung in Betracht ziehen. Aber nicht immer wird man zu einer Analyse schreiten können, und es fragt sich nun, welche Mittel die Erziehung an der Hand hat, um dem Kinde zu helfen. Kinderumgang wirkt meinen Erfahrungen nach häufig günstig, vorzüglich da, wo, wie im Kindergarten, gleichzeitig eine Loslösung von der häuslichen Umgebung stattfindet. Aber auch, wenn man das Kind zu Kindern führt, sollte

---

1) Die Menschenerziehung. Verlag Ph. Reklam, Leipzig. S. 75.

2) Schriften, herausgegeben von Wichard Lange, Verlag Enslin, Berlin 1833. Bd. I, S. 465.

man sich immer abwartend, nie vorschreibend, ihm die Kameraden aufdrängend, verhalten; ein Sicheinmischen, das dem Kinde als gewollte Maßnahme fühlbar wird, ruft leicht Widerstand und Opposition hervor. Beim passiven Verhalten des Erziehers aber, wenn das Kind durch die Kinder selbst ins Spiel gezogen wird und die ganze Atmosphäre ablenkend und erfreuend auf das Kind wirkt, kann man häufig Erfolge sehen. Man soll aber dabei nie ungeduldig werden und erst nach langem Abwarten zum aktiven Eingreifen übergehen. In solchen Fällen wird der Erzieher am besten vorsichtig und durchaus nicht selbständig leitend mit dem Kinde spielen, sich aber nach und nach aus dem Spiel zurückziehen und das Kind im Spiel sich selbst überlassen. Auch eine das Innenleben anrührende Unterhaltung, die das Unbewußte des Kindes auflockert und Verdrängungen aufhebt, kann das Kind von Hemmungen befreien und spielbereiter machen, doch wird dieses Mittel nur einem psychoanalytisch geschulten Pädagogen zur Verfügung sein.

Es muß aber in diesem Zusammenhang nochmals erwähnt werden, daß das Kleinkind nach meinen Erfahrungen oft noch das vierte Jahr hindurch nicht mit anderen Kindern zu spielen versteht. Das Alleinspielen ist hier also nicht etwas Anormales, das auf Eigenbrödelei, unsoziales Verhalten oder dergl. schließen läßt; es scheint mir die Folge des kindlichen Bedürfnisses zu sein, seine eigenen Phantasien, und eben nur diese, zur Darstellung zu bringen. Es ist wohl auch eine Forderung des Entwicklungsdranges des Kindes, das auf dieser Stufe ungehemmt durch Beeinflußungen im Spiel nur sich selbst erleben will. Als Folge dieser Annahme wird jeder bewußte Erzieher nur ausnahmsweise mit dem Kinde spielen. Der Erwachsene, der zu häufig Spielgefährte des Kindes ist, wird diesem Entwicklungsmöglichkeiten nehmen, da er seine Phantasie und seine Initiative unterbindet; manche Kinder verlernen durch zu viel Teilnahme von Erwachsenen am Spiel die Fähigkeit, allein, aus innerem Erleben heraus zu spielen. Es gibt auch nur wenige Erwachsene, die es verstehen, sich im Spiel mit einem Kinde selbst zurückzustellen und ihm vollständig die Führung zu überlassen. Wir müssen beachten, daß die Erwachsenen am intensivsten zu spielen verstehen, die sich stark mit dem Kinde identifizieren. Bei diesem Vorgang wird aber nur zu leicht das eben erwähnte pädagogische Moment vergessen. Dann trägt der Erwachsene, sich selbst unbewußt, eigene Wünsche und Phantasien ins Spiel und erdrückt damit die Betätigung des Kindes. Mir wurde von einem jungen Mädchen berichtet, das im Mutter-und-Kind-Spiel mit Kindern, wie ihre spätere Analyse ergab, einen ganzen Wunschkomplex zur Darstellung brachte, so stark und so weltentrückt, daß sie wie aus einem Traum erwachte, als das Spiel unterbrochen wurde.

Wir hatten bisher nur die durch Kinder erdachten und aus ihren eigenen Phantasien hervorgegangenen Spiele im Auge und wollen uns nun den Bewegungs- und Kreisspielen zuwenden, die nach gewissen Regeln und

unter Text- und Gesangbegleitung ausgeführt werden, also nicht eigentlich freie Spiele sind. Ganz abgesehen von der Freude des Kindes an Rhythmus und Bewegung, liegt in diesen Spielen etwas, was das Unbewußte des Kindes stark berührt. Aus der Beliebtheit eines Spieles sieht man am besten, ob es kindertümlich, d. h. der Masse der Kinder entsprechend ist. Zwang zur Teilnahme an einem Bewegungsspiel, wie man ihn in vielen Kindergärten noch ausüben sieht, weil man glaubt, dadurch die soziale Erziehung fördern zu können (Gemeinschaftsspiel, Gemeinschaftssinn), halte ich durchaus für verfehlt. Nur wenn ein Kind gern spielt, ist es seelisch berührt; ungern ausgeführtes Spielen ist ein Unding, ein Druck mehr im Leben des Kindes, und es bewirkt das Gegenteil von dem Gewollten: Ein inneres Abseitsstehen von der Allgemeinheit und trotz der äußeren Anpassung eine Gelegenheit mehr, den Zwang der Erziehung unangenehm zu empfinden. Soziale Anpassung muß durch das Leben in der Kindergemeinschaft an sich angebahnt werden, nicht aber durch künstliche Spielorganisationen.

Man kann beobachten, daß gewisse Spiele bei fast allen Kindern sehr beliebt sind, und man muß annehmen, daß, wo nicht Rhythmus und Reim den Ausschlag geben, der Inhalt des Spieles das Seelenleben des Kindes besonders stark berührt, daß es in irgend einer Weise seinen Schwierigkeiten und Wünschen Ausdruck verleiht.[1] Wir sollten uns bei der Wahl der Gemeinschaftsspiele deshalb auch nur von den Kindern leiten lassen und ihren Vorschlägen folgen; beim Einüben neuer Spiele werden wir der Kinder Widerstände, die sich bei freier Führung meist deutlich zeigen, nicht unbeachtet lassen. Nicht eigene Tendenzen, nicht ästhetische Wertungen dürfen hier stark zum Ausdruck kommen. Es ist unstreitig eine Gefahr des Bewegungsspieles in pädagogischer Hinsicht, daß die Leiterin sich und ihre Absichten dabei zu sehr in den Vordergrund stellt und nicht, wie es sonst unser Ziel ist, vom Kinde ausgeht. Mögen der Leitung nun äußere Motive zugrundeliegen (die Wirkung des Spiels auf Zuschauer, Einstudierung in Hinblick auf Feste des Kindergartens), möge das Bewegungsspiel als Massenbindung und als Massenbeschäftigung verwertet werden, wir fanden in wenigen Kindergärten ein wirkliches Spiel, wie wir es den Kindern wünschen. Der gelangweilte Ausdruck eines großen Teils der Teilnehmer war bezeichnend für den Mißbrauch, der hier mit etwas getrieben wurde, was man Spiel nennt.

Auch in anderer Hinsicht wird in manchen Kindergärten gerade beim Bewegungsspiel gegen die Forderungen einer modernen Pädagogik gesündigt. Die Kinder werden noch vielfach zu einer süßlichen Versinnbildlichung ihrer Eindrücke geführt, die durch und durch unecht ist und nicht den Phantasien des Kindes entspricht. Es werden in Wort und Bewegung symbolische Darstellungen gegeben, die weit entfernt den wirklichen Symbolen,

1) Es sei auf die interessante Arbeit Sigm. Pfeifers (Budapest) über „Äußerungen infantil-erotischer Triebe im Spiel" hingewiesen. Imago V, 1917—19. S. 243.

wie sie die Psychoanalyse aufgedeckt hat, eine vom Erwachsenen für Kinder ausgedachte und zurechtgemachte, Symbolik ist.

Es ist verständlich, daß Maria Montessori unter diesen Umständen das Bewegungsspiel ablehnt, denn sie, die alles vom Kinde ausgehend betrachtet, kann mit uns dieser Art des Bewegungsspiels nicht zustimmen.

Das Bewegungsspiel kann aber für die Kinder etwas Schönes sein und etwas, das ihnen seelisch und körperlich zuträglich ist. Es kommt nur darauf an, daß es in richtiger Weise ausgeführt wird. Alles hängt da in erster Linie vom Talent der Leiterin ab, alles kommt auf die Fröhlichkeit, den Rhythmus und vor allem wohl auf die innere Beteiligung der Kinder an. Wirkliche Anteilnahme wird besonders dort erzielt werden, wo man die Kinder nicht nur nachahmend und den Spielregeln gemäß das Spiel ausführen läßt, sondern wo man ihnen dabei eine schöpferische Tätigkeit zuweist. Das Ideal einer Spielgestaltung wäre, Erfindung, Ausführungsform, am besten auch Melodie und Rhythmus der Initiative der Kinder zu überlassen, also das Spiel mit ihnen gemeinsam zu schaffen. Natürlich kann nur in einem kleinen Kreise und unter sehr begabter Leitung an eine solche Spielweise gedacht werden; sie würde aber dem entsprechen, was wir in anderer Hinsicht als das für die Kinder Wünschenswerte halten.

So wollen wir also gelegentliches, der augenblicklichen Stimmung entsprechendes Gemeinschaftsspiel den Kindern durchaus nicht vorenthalten; aber wir wollen dabei ein Zuviel der Leitung von Seiten des Erwachsenen ausschalten und die Kinder nach ihren Kräften aktiv, nicht nur passiv teilnehmen lassen. Wenn vorher erwähnt wurde, daß der Zwang, sich zu beteiligen, abzulehnen ist, so wollen wir hier noch hinzufügen, daß ein solcher sogar in gewissen Fällen schädlich sein kann. Die Ablehnung des Bewegungsspiels durch einzelne Kinder, ihr Sträuben, in den Kreis zu gehen, deutet manchmal auf Angst hin, die aus dem Unbewußten kommend, nicht ohne weiteres begriffen werden kann. Es wäre zu wünschen, daß uns aus Kinderanalysen Material geboten würde, das hier Aufklärung schaffen könnte und uns lehrte, das Verhalten der Kinder besser zu verstehen.

Es wird nun, nachdem wir das Spiel und seine Bedeutung für das Kind zu beleuchten versuchten, unsere Aufgabe sein, uns mit den anderen im Kindergarten üblichen Beschäftigungen zu befassen.

Neben der Hinlenkung des Kindes zum Sozialen wird sowohl im Fröbelschen Kindergarten als auch im Montessori-Kinderhaus die Ausbildung des Kindes als Aufgabe betrachtet. „Zweck des Kindergartens ist", wie Fröbel es ausspricht, „Kinder des vorschulfähigen Alters nicht nur in Aufsicht zu nehmen, sondern ihnen eine ihrem ganzen Wesen entsprechende Betätigung zu geben, ihren Körper zu kräftigen, ihre Sinne zu üben und den erwachenden Geist zu beschäftigen; sie sinnig mit der Natur und Menschenwelt bekannt zu machen; besonders Herz und Gemüt richtig zu leiten und zum Urgrunde alles Lebens, zur Einigkeit mit ihm hinzuführen. Im Spiele sollen sie freudig und allseitig, alle Kräfte übend und bildend,

in schuldloser Heiterkeit, Einträchtigkeit und frommer Kindlichkeit sich darleben, für die Schule und kommenden Lebensstufen sich wahrhaft vorbereiten, wie die Gewächse in einem Garten unter dem Segen des Himmels und der aufsehenden Pflege des Gärntners gedeihen.[1] Auch Montessori spricht sich in einem ähnlichen Sinne über die Aufgabe der Kinderhäuser aus, so ähnlich, daß man sich immer wieder wundern muß, daß eine Gegnerschaft zwischen beiden Methoden (oder doch ihren Vertretern) einem sich ergänzenden Nebeneinander im Wege steht. Montessori sagt: „Es handelt sich nicht nur um Orte, wo die Kleinen bewacht werden, nicht um ein Asyl, sondern um eine wirkliche Schule zu ihrer Erziehung, und ihre Methoden sind eingegeben von den Grundsätzen der wissenschaftlichen Pädagogik. Die körperliche Entwicklung der Kinder wird genau verfolgt und jedes Kind wird vom anthropologischen Standpunkt aus erforscht. Sprachübungen, eine systematische Erziehung der Sinne und Übungen, welche die Kinder unmittelbar für die Tätigkeiten des praktischen Lebens tauglich machen, bilden die Grundlage des Erziehungswerkes.[2]

Es ist selbstverständlich, daß auch der psychoanalytisch orientierte Pädagoge die Vorbereitung des Kindes auf Schule und Leben bei der Kindergartenerziehung ins Auge faßt, wenn wir auch das Letztere als das Wesentlichere ansehen und dies deutlich hervorheben, indem wir die Anpassung an die Realität in den Vordergrund rücken.

Die im Kindergarten und dem Montessori-Kinderhaus angewandten Beschäftigungen dienen beiden Zwecken. Wir werden vor allem diejenigen Beschäftigungsarten an die Kinder heranbringen, die ihnen Gelegenheit zu einem freien Tun und Sichselbstdarstellen geben und somit die Grundlage zur Sublimierung schaffen. Meine Erfahrungen ließen mich in erster Linie das freie Zeichnen (Buntstiftmalerei, auch unter Benutzung der Montessoriformen), das freie Malen mit Farben, Kneten, Ausschneiden und andere Papierarbeiten in Verbindung mit dem Kleben und das Bauen, als meinem Zweck entsprechend erkennen. Daneben fand ich Farbspiele verschiedener Art (auch Montessori), Legespiele, das Aufreihen von Perlen als ruhige, die Konzentration fördernde Beschäftigungen nützlich und den Kindern erwünscht. Dabei erscheint es mir als das Wesentlichste, das einzelne Kind das finden zu lassen, was seiner Entwicklungsstufe und augenblicklichen Stimmungslage entspricht, gleichgültig, ob dadurch die an sich wünschenswerte Förderung des Kindes in Bezug auf Ausbildung des Intellektes, der Sinne oder der Geschicklichkeit etwa in den Hintergrund tritt. Erschwerend ist bei der Anwendung wahlfreier Beschäftigungen freilich die durch Nachahmung entstehende Angleichung mancher Kinder aneinander, die es mit sich bringt, daß häufig Scheinwahlen getroffen werden. Hier hat die Kunst der Leitung einzusetzen, die die Kinder dahin führen muß, wirkliche

1) Fröbels Schriften, Band 3, S. 469. Berlin. 1862/63.

2) Maria Montessori. Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter. 4. bis 7. Tausend. S. 57. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Entscheidungen zu treffen. In der Ausgestaltung der Persönlichkeit, der Förderung der Initiative und der Willenskräfte sehen wir eine über jede andere Zielsetzung hinausgehende Aufgabe. Die Schaffung von Sublimierungsmöglichkeiten scheint mir auf dieser Altersstufe das hierzu Wichtigste zu sein.

Wenn das Kind in den Zeiten starker Triebverzichte oder aber bei der aus der Ödipussituation hervorgerufenen Affektanhäufung mit Hilfe einer hierfür geeigneten Beschäftigung die seelischen Antriebe abreagierend umgestaltet, so geben wir ihm in dieser Epoche damit größere Werte, als wenn wir ihm Gelegenheit bieten, seinen Farbensinn zu bilden oder seine intellektuellen Kräfte zu entwickeln. Nehmen wir den fünfjährigen Knaben Hans, der in seinen Zeichnungen nur Zerstörungsvorgänge darstellt: das Brennen eines Schiffes, den Einsturz eines Hauses und ähnliches. Er zeigt uns damit nicht nur andeutungsweise seelische Vorgänge, sondern er schafft sich selbst mit Hilfe dieser Darstellungsversuche einen Weg, inneres Erleben nach außen zu bringen. Es wird aus der Gefühls- oder Gedankenwelt etwas produziert, etwas gewissermaßen zu einem höheren Zweck umgewertet — dem Schaffen des Künstlers vergleichbar. Die unbewußte Anknüpfung an ein im Vordergrunde stehendes Interesse schien mir bei Heinrichs Knetarbeit vorzuliegen. Der Fünfjährige formte einen Pudding, auf den er in der Mitte ein langes „Saucenrohr" aufsetzte, das er nach vorn umbog. „Hier soll Sauce herauskommen", erklärte er mir, „jedem auf seinen Teller". Auf meine etwas erstaunte Frage, ob er denn solch Saucenrohr schon gesehen hätte, meint er etwas verschämt mit seiner Hand an seine Hose zeigend: „Na vorne." In dieser symbolischen Wiedergabe lag für das Kind ein Ausleben seelisch wichtiger Momente. Am deutlichsten schienen mir die Zeichnungen des sechsjährigen Alex das wiederzugeben, was zu der Zeit sein Interesse erfüllte. Der Junge stand in der Entwicklung noch ganz auf der analen Stufe, seine Gedanken konzentrierten sich in einer für dieses Alter nicht gewöhnlichen Weise auf Kot und Schmutz. Er zeichnete Tiere und Menschen immer mit fallenden Kotäpfeln und malte Menschen, freilich charakteristischerweise nur solche, die er besonders lieb hatte, bis zur Mitte in schwarz gemaltem Schmutz watend. Und als sein kleiner Freund einen Menschen aufgezeichnet hatte, leistete sich Alex einen dreisten Übergriff: Er fügte der Zeichnung des anderen alles das hinzu, was ihm vergessen schien, ein Glied, das urinierte, aus Nase und Ohren kommenden Schmutz. Für diesen Jungen, den man zu Hause solches Tun sehr verübelte, der immer besonders gepflegt und sauber in den Kindergarten kam und sich aus seiner guten Erziehung heraus geschämt hätte, je ein unsauberes Wort auszusprechen, war diese Art des bildlichen Abreagierens eine sichtbare Erleichterung. Nachdem er bemerkt hatte, daß ich mich nicht über seine Zeichnungen entsetzte (wie dies zu Hause geschah), sah er mich nach Fertigstellung eines Blattes immer in verschmitzten Einverständnis an und schien erfreut, daß man ihn hier in

Ruhe ließ. Ich bin sicher, daß gerade dieses Wiedergeben des geheimen Interesses dahin führen konnte, es weniger stark im Vordergrunde seines Seelenlebens stehen zu lassen und so allmählich abzuklingen.[1]

Die Sublimierung analer Triebkräfte scheint mir von großer Bedeutung für die Kinder im Kindergartenalter zu sein. Wir haben schon an anderer Stelle gesehen, wie stark hier noch der Kampf zwischen Erziehungseinfluß und unbewußten Kräften ist. Man kann dem Kinde hierbei Hilfe leisten, wenn man Gelegenheit zu einer Tätigkeit gibt, die einen Ausgleich zu schaffen vermag. Besonders werden wir da das Kneten heranziehen, bei dem die Kinder anfangs, wenn man sie unbeeinflußt mit dem Material hantieren läßt, nichts tun als „manschen", also in der Masse herumdrücken, reiben, sie zu Würsten drehen, vielleicht auch in Stückchen reißen. Nach und nach wird aus diesem unbewußten, blinden Tun ganz von selbst ein bewußteres Gestalten, ein wirkliches Produzieren phantasiemäßiger Vorstellungen oder ein Nachbilden von Gegenständen, die das Interesse wachriefen. Wie stark die Gleichsetzung Tonmasse = Kot bei den Kindern wirksam sein kann, bewies mir der vierjährige, freilich geistig nicht voll entwickelte Gerd. Er nannte die Knetmasse „Pfuideibels", drehte kleine Stücke daraus, roch daran und legte sie in eine Ecke des Zimmers. Er hielt mir solch ein Stückchen an die Nase und sagte: „Nun mache ich noch einen Popo dazu."

Auch das Kleben kommt der gleichen Tendenz des Kindes entgegen. Anfangs ist der Erfolg, das wirkliche, zweckmäßige Kleben dem Kinde meist ganz gleichgültig, und der Hinweis auf notwendige Reinlichkeit wird oft einfach unbeachtet gelassen, Flecken sogar manchmal als etwas Wünschenswertes betrachtet. Nach und nach entsteht auch hierbei ein zielbewußtes, zweckentsprechendes Kleben von Mustern oder anderen Dingen. Auch das Spielen im Sande muß als Gelegenheit zum Sublimieren des primitiven Schmutzbedürfnisses hervorgehoben werden. Aus dem Wühlen im Sande, dem Einrühren des Sandes in Wasser und einem Sichbeschmieren damit (wo die Erziehuug nicht hindernd dazwischentritt!) gelangt das Kind erst allmählich zu zielsetzendem Tun, zum Aufschippen von Bergen, dem Graben von Tunnels, von Höhlen usw. Gerade das Sandspiel scheint dem Kinde starke Symbolbedeutung zu haben, worauf u. a. die intensivst ausgeführte Beschäftigung des „Kuchenbackens" hindeutet. Ohne die dahinter stehende Symbolik würde diesem primitiven Spiel kaum solche starke und vor allem so lange andauernde Vorliebe geschenkt werden.

1) Die allgemeine Auswertung von Kinderzeichnungen mit Hilfe der psychoanalytischen Deutungskunst ist eine Aufgabe, zu der die psychoanalytisch orientierte Kindergartenleiterin wertvolle Hilfe leisten könnte. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des Materials würde unser kinderpsychologisches Verständnis wesentlich erweitern. So viel mir bekannt ist, liegt eine Arbeit über dieses Thema noch nicht vor, doch hat eine Berliner Kindergartenleiterin bereits an der Hand eines größeren Sammel-Materials interessante Feststellungen gemacht, die sie wohl demnächst zur Veröffentlichung bringen wird.

Das Malen mit Farben scheint ebenfalls den analen Wünschen des Kindes entgegenzukommen. Bereits die Dreijährigen des Kindergartens haben eine Lust am Auftragen und Ausmalen der Farben. Das „Schmieren“ an sich ist hier Freude und wird anfangs ganz ohne Sinn für Farbenmischung und -Zusammenstellung ausgeführt. Das allmähliche Gestalten können wir mit Sicherheit als Sublimierung des anfänglichen Schmiertriebes ansehen; wir können aber trotz bewußten Schaffens noch lange das Vergnügen am Auftragen der Farbmasse als im Vordergrunde stehend erkennen.[1]

Wenn wir uns so zu den Beschäftigungen des Kindes einstellen, wie hier angedeutet wurde, muß uns das Leiten, Anregen und Vorschreiben bei den Tätigkeiten als unrichtig erscheinen. Gelegentliche Aufgaben — oder besser Vorschläge haben ihre Berechtigung, als Regel aber hat die selbständige Wahl und Ausführung der Beschäftigung zu gelten. Nnr da haben wir einzugreifen, wo ein Kind diese Unterstützung braucht; meist findet es, wenn auch vielleicht etwas langsam, selbst seinen Weg oder es bildet sich an den anderen Kindern weiter. Ein Stundenplan und jede bestimmt angesetzte Beschäftigung (soweit sie nicht, wie die tägliche Arbeit im Kindergartenhaushalt, gegebene Notwendigkeit ist) erscheint unangebracht. Daß auch bei der freien Beschäftigungsweise dem Kinde Entwicklungsmittel geboten werden, daß Fertigkeiten geübt, die geistigen Fähigkeiten gefördert werden und daß auch mir dies wichtig, wenn auch nicht einzig und allein im Vordergrunde stehend, erscheint, sei nur gewissermaßen vorsichtshalber erwähnt. Und daß auch bei uns die Gemütswerte durchaus nicht unbeachtet bleiben, obgleich wir nur gelegentlich für einander oder in Gruppen miteinander arbeiten und obgleich wir sie sich in erster Linie aus der Atmosphäre heraus, nicht aber aus Beschäftigungsorganisation entwickeln lassen, sei betont. Ich verkenne auch nicht die Bedeutung eines Ziel setzenden gemeinsamen Arbeitens (Bastelns), da ich es als Freudenquelle und Anregungsmittel würdigen lernte; es darf aber, soweit es nicht aus der Initiative der Kinder entsteht, nur gelegentlich einmal in Vorschlag gebracht werden.

---

1) Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß das Vorherrschen analer Tendenzen, wie es die Kinder meines Kindergartens, also Mittelstandskinder, an den Tag legten, bei den Kindern der Arbeiterkreise weniger stark zum Ausdruck zu kommen scheint. Ich schließe dies aus einem ziemlich reichhaltigen Zeichenmaterial, das in einem Volkskindergarten (dessen Leiterin auf psychoanalytischem Boden steht) vorgelegt wurde. Dort standen Darstellungen der Geschlechtserziehung, überhaupt genitalsexuelle Interessen absolut im Vordergrund. Es sei die Vermutung ausgesprochen, daß die Beschäftigung mit analen Dingen und das längere Haften daran vielleicht mit der frühen und starken Unterdrückung im Zusammenhang steht, die in Bezug hierauf bereits dem kleinen Kinde der bürgerlichen Schichten abverlangt wird. Andererseits pflegt das Kind dieser Kreise weniger Gelegenheit zu haben, Beobachtungen zu machen, die sich auf die Beziehungen der Geschlechter beziehen. Es soll jedoch hiermit nicht etwa gesagt sein, daß nicht auch die Kinder des Mittelstandes mit sexuellen Dingen beschäftigt sind und sie auch, — wenn auch nach meinen Erfahrungen nicht so vorherrschend, — zum Ausdruck bringen.

Die Achtung vor dem Eigenleben des Kindes scheint mir in vielen der Durchschnittskindergärten (nicht aber in modern gestalteten Kindergärten freilich) nicht genug im Vordergrunde zu stehen. So wird der an sich richtige Satz, das Kind solle lernen, Innerliches äußerlich zu gestalten (Fröbel) m. E. vielfach falsch angewandt. Ein äußeres Erlebnis, selbst wenn es das Kind erfreut und interessiert, ist durchaus nicht immer von der von den Erziehern angenommenen Bedeutung für das Kind; es wird nicht immer zu einem inneren Erlebnis. Und so scheint mir die Kindergartenmethodik in einem Irrtum befangen, wenn sie glaubt, in der Darstellung der Eindrücke, die sie dem Kind vermittelt, wirkliche Widergaben, ein „Äußerlichmachen" von des Kindes Innenleben zu sehen. Das Seelenleben des Kindes äußert sich nur durch Darstellung, „Darlebung", um mit Fröbel zu sprechen, im freien Spiel und in freier, unbeeinflußter Beschäftigung. Seit uns die Freudsche Tiefenpsychologie das Kind von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten lehrte, weiß man, daß die wirklichen Interessen, Wünsche und Stimmungen der einzelnen Kinder weit auseinandergehen, daß hinter dem äußeren, uns erkennbaren Verhalten des Kindes die Auswirkungen seines Unbewußten wirksam und beeinflußend sind. Eine Einheit zu schaffen, ein wirkliches Mitgehen, wird uns da in den seltensten Fällen gelingen. Entweder machen die Kinder bei einer planmäßig an sie herangebrachten Beschäftigung nur mechanisch mit, ohne innerlich beteiligt zu sein, oder aber sie beteiligen sich wohl intensiv, lassen jodoch ihre eigenen Impulse außer Acht, was im Hinblick auf ihre Eigenentwicklung durchaus nicht immer wünschenswert ist. Der frühen Kindheitsstufe ist es sicherlich nicht förderlich, sich unter geistige Führung zu stellen; alles sollte lieber von selbst, von innen heraus sich entfalten, sonst kommen Fehlentwicklungen und Treibhausbildungen zustande. Unsere Aufgabe kann es nur sein, die Bildungsmittel für das Kind bereitzustellen. In diesem Sinne kommt die Handhabung der Kinderbeschäftigung im Montessorihaus unserer Einstellung entgegen, doch scheint es mir unrichtig, wie bereits erwähnt, Einschränkungen für Materialverwendung anzuordnen. Auf meinen diesbezüglichen Einwand wurde mir von einer Montessori-Lehrerin einmal geantwortet, man gäbe doch auch dem Kinde andere Sachen, die nicht zum Spiel bestimmt seien, nicht zur freien Verfügung. Dieser Vergleich geht aber fehl, denn ich beanstande ja nur, dem Kinde, ihm zur Beschäftigung gereichte Dinge allein zu einem bestimmten, vom Erwachsenen ausgedachten Zweck zu überlassen. Der Hinweis, daß wir es mit Lehrmitteln, nicht aber mit Spielzeug zu tun hätten, kann mich auch nicht überzeugen, da eben meiner Ansicht nach Lehrmittel für diese Alterstufe nicht das Gegebene sind. Wir müssen uns hüten, in der Tätigkeit eines Kindes ein scheinbar zweckloses Tun zu sehen, auch wenn es nicht dem entspricht, was wir uns bei der Materialdarbietung vorgestellt hatten. Wir müssen uns ferner hüten, bei Beobachtung der kindlichen Beschäftigung anzu-

nehmen, daß das Kind *immer* das tut, was das Material bezweckt. Das Kind, das scheinbar die vorgeschriebene oder die aus dem Beschäftigungsmittel sich ergebende Aufgabe erfüllt, zweckbewußt, wie es den Anschein hat, folgt dabei oft eigenen Antrieben und wertet das Beschäftigungsmittel irgendwie im Sinne eigener Wünsche aus. Nehmen wir als Beispiel die Einsatzzylinder Montessoris. Dieses besonders beliebte Lehrmittel, beliebt m. E. einerseits wegen der verhältnismäßig leicht errungenen Zielbefriedigung, andererseits wegen der mit ihm zu ermöglichenden vielfachen Spielgestaltung, wird in meinem Kindergarten dem Kinde *frei* überlassen, und nur in Hinblick auf Materialbeschädigung gelten bestimmte vorbeugende Regeln. Das Spiel mit den *Einsetzern* dient den verschiedensten Zwecken: Die *Einsetzer* werden in der Phantasie des Kindes zu Menschen, Tieren, zu Gepäckstücken und allem möglichen umgewandelt, der Kasten ist einmal eine Eisenbahn, ein anderes Mal ein Schiff. Das Material wird also nicht immer der Aufgabe entsprechend verwandt, aber sozusagen kindgerecht gemacht. Es wird wie Spielzeug behandelt. Auch dabei, freilich nur nebenbei, erwirbt das Kind die Kenntnis von den Größenverhältnissen usw.; ruhige Vertiefung, Konzentration, findet es sicherlich auch auf diesem Anwendungswege. Andere Kinder scheinen nur an der Tätigkeit des Einstellens Freude zu finden, und zwar sind dies besonders die kleineren Kinder, für die dies Material ja eigentlich auch nur gedacht war. Woher aber kommt es, daß auch die größeren so stark daran haften bleiben, es immer wieder vornehmen? Spielmaterial gibt es ja anderweitig genug. Wir müssen annehmen, und für den, der psychoanalytisch zu sehen versteht, liegt es nah, daß die Einsatzteile dem Kinde Symbolbedeutung haben, ihm unbewußt zwar, aber doch immerhin die starke Anziehungskraft des Gegenstandes begründend. Manche Kinder, die eifrig bei der Beschäftigung mit den Einsatzkästen anzutreffen sind, nehmen diese nur als vorgeschützte „Tätigkeit" und geben sich, scheinbar eifrig beschäftigt, wie man dem Ausdruck ihres Gesichtes ansehen kann, Tagträumereien hin, und während die Montessori-Lehrerin dann erfreut die Feststellung macht, wie oft das Kind die Beschäftigung wiederholt hat (es wird in Montessori-Berichten von einer 32maligen Wiederholung gesprochen) hat das Kind sich nicht im eigentlichen Sinne beschäftigt, sondern es hat phantasiert. Das Kind hat dabei die Gelegenheit in gerngesehener Form eine ungern gesehene Handlung auszuführen. Es wurde übrigens von psychoanalytischer Seite darauf aufmerksam gemacht, daß das häufige Wiederholen einer Beschäftigung auf Vorhandensein einer Zwangsneurose hindeuten.

Es erscheint fraglich, ob das reine Montessori-Material dem Kinde genügende Möglichkeiten zur Sublimierung verschafft, und man kann es daher nur begrüßen, daß jetzt auch im Montessorihaus mehr als anfangs mit Knetmasse und Farben gearbeitet wird.

Wenn wir so der freien Wahl der Beschäftigungen im weitesten Ausmaß Wert zugesprochen haben, so hatten wir dabei vor allem die Förde-

rung der Persönlichkeitsbildung im Auge. Wir müssen uns darüber klar sein, daß jede Wahl einen Willensakt darstellt; jede Eigenentscheidung bedeutet, einen Ausweg zu finden aus verschiedenen Strebungen. Eigen gewählte Beschäftigung verhindert unerfreuliches Tun und bewirkt ein Handeln, bei dem das innere, augenblickliche Sein des Kindes beteiligt ist. Täuscht sich das Kind, greift es nach etwas, das es nicht befriedigt, so steht es ihm ja frei, sich Neues zu suchen. Man sollte auch im Kindergarten nicht zu ängstlich an der Idee haften, das Kind müsse „lernen", sich zu konzentrieren. Konzentration kommt meist dann von selbst, wenn das Kind eine richtige Wahl getroffen hat. Ist ein normales Kind durch seine Wahl befriedigt, wird es auch bis zur Ermüdungsgrenze bei der Beschäftigung bleiben. Fliegt ein (im Kindergarten bereits eingewöhntes) Kind dauernd von einem zum anderen, zeigt es stark nervöse Unruhe, dann werden andere Behandlungsmethoden fruchtbarer sein, als ein Zwingen des Kindes zu widerwillig ausgeführter Tätigkeit.

Geduld zu lernen ist vorzüglichste Pflicht des Erziehers, sich abwartend zu verhalten, sei ihm Gesetz. Für den Kindergarten gelte dies im besonderen Maße, denn gerade das Kleinkind wird, da es wehrlos ist, passiver dulden, wenn wir in seine Entwicklung eingreifen.

Geduld zu lernen sei für die Leiterin vor allem Gebot in Hinblick auf jede Handlung, jede Strebung des Kindes, die zur Selbständigkeit und Eigenerprobung führt. Das von Erwachsenen meist mit Voreiligkeit ausgeführte Helfen und Zugreifen kann das Kind in unübersehbarer Weise schädigen. Montessori bringt in ihren Schriften dafür manch gutes Beispiel, und wir haben ihr zu danken, daß sie unseren Blick geschärft hat, die Nachteile falscher Aktivität des Erziehers zu erkennen. Der psychoanalytische Erzieher wird zu den von Montessori gegebenen Argumenten auf Grund der in Kinderanalysen (und auch durch rückschauende Analysen Erwachsener) gewonnenen Einsichten noch weitere hinzufügen und in strengster Weise von sich verlangen, das Kind seinen Weg gehen zu lassen und seine Eigenkräfte nicht zu untergraben. Er wird dies nicht nur in Hinblick auf die aufreizende, von uns früher nicht geahnte Wirkung erziehlicher Eingriffe tun, sondern auch in Anbetracht der Bedeutung, die jedes freie Handeln des Kindes für die Ausbildung seines Selbstvertrauens und seines Lebensmutes gewinnt. Es muß als wahrscheinlich angenommen werden, daß durch eine richtige Führung des Kindes nach dieser Seite hin der Entwicklung mancher Neurose entgegengewirkt wird. Wir haben schon vorher auf die Gefahren hingewiesen, die besonders dem einzigen Kinde durch zu starke Umsorgung und zu viel praktische Hilfe drohen. Der Kindergarten sollte in jeder Hinsicht die Selbständigkeit der Kinder bei allen Verrichtungen des täglichen Lebens zu fördern suchen. Darum werden wir auch die Betätigungen im Kindergartenhaushalt, und die verschiedenen Arbeiten im Garten in den Interessenkreis der Kinder bringen. Im allgemeinen beteiligen sich die Kinder gern an allem praktischen Tun, und

wir vermuten, daß hierzu der Wunsch, es den Erwachsenen gleich zu tun, wesentlich beiträgt. Dazu kommt die Freude, sich körperlich zu betätigen, seine Kräfte zu erproben, sich auszuarbeiten. Es erscheint mir sehr fraglich, ob so junge Kinder, wie es die Kindergartenbesucher sind, von innen heraus „für die Gemeinschaft" zu arbeiten wünschen, daß ihnen das Sich-in-den-Dienst-der-anderen-Stellen im Vordergrunde steht. Die Tätigkeit ist dem Kinde hier ein Mittel, sich narzißtisch [12] seines Könnens zu freuen, es kommt seiner „Großmannssucht" entgegen. Es wirkt in jedem Jahr wieder aufs Neue überzeugend auf mich, wenn, nachdem den ganzen Sommer über im Garten mit viel Vergnügen gesäet, gepflanzt, kurz, auf alle Weise gärtnerisch gearbeitet wurde, der Höhepunkt der Freudigkeit doch erst erreicht wird, wenn die Kinder im Herbst beim Ausroden der Sonnenblumenstengel, was schließlich mehr einem Vernichten als einem pflegerischen Aufbauen gleichkommt, sich und ihre Kräfte zeigen und erproben können.

Es sei mir erlassen, auf die allgemein bekannten oder die vermuteten pädagogischen Werte hauswirtschaftlicher und pflegerischer Arbeiten des Kindes einzugehen; es soll nur der Wunsch ausgesprochen werden, mit Hilfe analytischer Betrachtungsweise auch hier hinter die Dinge schauen zu lernen und Erkenntnisse über die Einstellung der Kinder zu den einzelnen Betätigungen in Hinblick auf Sublimierungsformen und Symbolbedeutung zu sammeln. Es könnte dies sicher für die Handhabung der Beschäftigungsweise an sich wertvoll, vielleicht aber auch im Interesse der Neurosenforschung gelegen sein. Wir denken dabei z. B. an die bei manchen Kindergartenkindern übertonte Ordnungssucht, die dazu führt, daß jeder schief gerückte Stuhl, jeder Kasten, der nicht genau gerade steht, als störend empfunden wird und sofort gerichtet werden muß, wobei oftmals das Zwanghafte der Handlung ins Auge fällt. Auch dem übertriebenen Reinlichkeitsbedürfnis mancher Kinder ist unsere Aufmerksamkeit zu schenken, das gewiß manchmal den Anfang eines späteren Waschzwanges (oder auch nur die Disposition dazu) bilden kann. Mir fällt hierzu die kleine Resi ein. Das Kind war mir sehr zugetan und war stets bestrebt, nur zu tun, was ich gern sah, mehr sogar als mir wünschenswert erschien. Das einzige Mal, daß sich Resi mir widersetzte, war, als ich ihr zu einer unsauberen Arbeit einen Farbenkittel umlegen wollte. Dazu ließ sie sich nicht bewegen: die Flecken des Kittels störten sie. Solche und ähnliche Symptome sind bedeutungsvoll, ihre Beobachtung und Erforschung sind Notwendigkeit, wenn wir als eine der Aufgaben des Kindergartens die f r ü h e Aufdeckung neurotischer Anzeichen betrachten. Wir werden gerade bei den hauswirtschaftlichen Beschäftigungen zu überlegen und zu prüfen haben, ob nicht etwa durch sie solche seelische Fehlentwicklungen verstärkt werden können, oder ob vielleicht infolge der Arbeitsfreude ein Umleiten neurotischer Eigenheiten ermöglicht wird. Auch ob dies an sich wünschenswert ist oder etwa ungünstig wirkt, bleibt zu erforschen. All diese Dinge sind wichtig für den Erzieher, weil er durch falsche Stellungnahme ein Kind schädlich

beeinflussen kann. Man nehme ein ehrgeiziges Kind, das auf Anerkennung und Lob von Seiten des Erziehers großen Wert legt, und ziehe in Betracht, welche Konsequenzen es haben kann, wenn man seine übertriebene Sauberkeit oder Ordnungsliebe besonders anerkennt und dadurch noch verstärkt. Es sei hier jedoch erwähnt, daß von psychoanalytischer Seite angezweifelt wird, ob unser Einfluß überhaupt auf die aus dem Unbewußten kommenden Antriebe wirkt, ob wir nicht etwa einen Trugschluß begehen, wenn wir in positiver oder negativer Weise Einwirkung erwarten. Es läßt sich zu diesen Problemen heute noch nicht Stellung nehmen, doch haben wir die verschiedenen Möglichkeiten in Betracht zu ziehen und ihnen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Auch ob wir durch Naturbeobachtungen tiefergehenden Einfluß auf das Gemütsleben des Kindes zu gewinnen vermögen, wissen wir nicht, doch sollten wir in keinem Fall versäumen, den Interessen der Kinder nachzugehen, wo sie sich zeigen. Wenn wir als allgemeines Prinzip die Forderung aufstellen, dem Kinde Möglichkeiten zu schaffen, die Nutzung derselben aber ihm selbst zu überlassen, so werden wir die Kinder in Beziehung zur Natur bringen, indem wir ihnen Gelegenheit zur Tier- und Pflanzenpflege geben. Dann aber sollten wir uns abwartend verhalten, bis des Kindes Fragen uns sein Bedürfnis nach Belehrung beweisen. Im unrechten Moment gegebene Belehrungsversuche, mögen sie in intellektueller oder in gefühlsmäßiger Richtung gehen, werden vom Kinde ebenso wie unerwünschte Unterhaltungen als Störung empfunden und innerlich abgelehnt. Da wir die Vorgänge im unbewußten Seelenleben nicht durchschauen können und in Wirklichkeit nicht wissen, was die Kinder tatsächlich beschäftigt, kann uns diese Tatsache nicht wundern.

Unsere Aufmerksamkeit wird sich bei diesem Gebiet der Kindergartentätigkeit manchen individuellen Eigenheiten der Kinder zuwenden, die gerade dabei in Erscheinung treten. Der psychoanalytisch orientierte Pädagoge wird zu gewissen Verhaltungsweisen eines Kindes anders stehen, als es die Erziehung im allgemeinen tut. So verurteilen wir nicht, um ein Beispiel zu bringen, die Sucht mancher Kinder, ein Tier zu quälen als „Charakterfehler“, sondern wir nehmen auch dies Gebaren des Kindes nur als ein Symptom für unbewußte Seelenvorgänge, die wir zu erforschen trachten, keinesfalls aber mit Strafen belegen werden. Daß moralische Belehrungen allein in den seltensten Fällen etwas fruchten, wenn es gilt, Tierquälereien oder Zerstörungssucht (wie sie sich manchmal Blumen und Tieren gegenüber zeigt) zu bekämpfen, hat von jeher die Erfahrung bewiesen. Wo Angstpädagogik zur Auswirkung kommt oder auch, wo die Liebe des Kindes zum Erzieher den Wunsch rege macht, seine Forderungen zu erfüllen, dort kann es zu einer Unterdrückung sadistischer [13] Antriebe kommen. Es kann dabei aber immer nur von einem Augenblickserfolg die Rede sein, der für die weitere Entwicklung des Kindes unwesentlich, viel-

leicht sogar als verhinderte Affektäußerung schädlich ist. Die Tragweite der aus dem Unbewußten erwachsenden seelischen Fehlentwicklungen können wir ohne psychoanalytische Erforschung des einzelnen Falles nicht erkennen. Bei stark ausgeprägten sadistischen Antrieben, bei überhandnehmender Zerstörungssucht kann nur eine Analyse des Kindes Aufklärung über den Zusammenhang und Hilfe bringen. Bei nur gelegentlich auftretenden Entgleisungen wird man sich abwartend verhalten, nicht nur weil solche Störungen des seelischen Gleichgewichtes oft von selbst abklingen, sondern auch, weil tierquälerische Handlungen und Zerstörungstendenzen beim kleineren Kinde vielfach aus einem Nichterfassen der Sachlage erwachsen. Das Kind ist sich dann über sein Tun nicht klar: Es macht keinen Unterschied zwischen lebenden und toten Dingen und erkennt keinen Unterschied zwischen dem Werdenden, Wachsenden, das von ihm geschont werden soll, und dem, was es zerstören oder willkürlich behandeln darf. Gerade dem Tier gegenüber fehlt es oft an der Fähigkeit, sich mit ihm zu identifizieren, was die Vorbedingung jeder bewußten Rücksichtnahme und Schonung ist. Auch fühlt sich das Kind in seinem Allmachtsgefühl oft als Herrscher über das Tier, und wie es aus der Erfahrung oft gelernt hat, daß die Menschen sich von ihm, sei es zum Scherz oder auch im Ernst, quälen lassen, so wird es mit Selbstverständlichkeit sein Verhalten auch dem Tiere gegenüber ausprobieren. Es wird sicher gut sein, durch Hinlenkung des Kindes zu pflegerischem Tun, den Versuch zu machen, es zu einer vermehrten Einfühlung und zu gefühlsmäßiger Bindung an die Tiere zu führen und durch Pflanzenpflege aufbauendes Tun als Gegenwirkung gegen zerstörendes Vorgehen auszunutzen.

Daß wir in der Tier- und Pflanzenbeobachtung ein Mittel gewinnen, das Kind zum Aufmerken und Fragen zu führen und zu dem uns in erster Linie wichtig erscheinenden kritischen Denken, macht uns das pflegerische Tun besonders wichtig. Bei frei sich äußernden Kindern wird bei gemeinsamem Beobachten und Forschen manche bedeutsame Frage fallen, die zu nachdenklicher Erörterung führt und den Weg zur sexuellen Erkenntnis anbahnt, die wir als dem Kinde notwendig erkennen lernten.

Daß das Verhalten zu den Tieren oder auch die Beziehung zu einem bestimmten Tier nichts Zufälliges, nicht Einzelerscheinung ist und daher unsere Aufmerksamkeit verdient, sei hervorgehoben. Wir werden nicht den Fehler begehen, wie es die allgemeine Pädagogik so gern tut, werturteilend von Tierliebe zu sprechen, die „Güte" des betreffenden Kindes hervorhebend, wir werden auch diese Eigenschaft, wie die vorher erwähnten Fehlentwicklungen, nur als Äußerungsform tiefer liegender Seelenvorgänge betrachten. Es erscheint mir kein Fehlschluß Pfisters zu sein, der annimmt, daß wo bei Kindern eine übermäßige Liebe zu Tieren auftritt, die Beziehung zu den Menschen eine Hemmung erfahren hat. Kinder, die durch strenge oder lieblose Eltern viel leiden, ohne bei anderen Menschen oder in der Religion einen Ersatz zu finden, wenden ihre Zärtlichkeit oft den

Tieren zu[1]. Übermäßig betontes Mitleid mit den Tieren, das auf Identifizierung zu beruhen pflegt, sollte uns aufmerken lassen. Wichtig wäre, scheint es, durch psychoanalytische Forschung klarzustellen, ob wir durch eine Beschäftigung mit den Tieren und ihre nähere Beobachtung der bei Kindern so häufigen Angst vor Hunden, Pferden, Hühnern usw. entgegenwirken können. Auch hier hätte der Kindergarten eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, da er die beste Möglichkeit hat, der Forschung Material zur Verfügung zu stellen. Wir müssen freilich annehmen, daß unsere Einwirkung auf das Kind vorherrschend prophylaktischer Natur sein wird. Was wir gut kennen, ist uns weniger schreckenerregend, denn die im Unbewußten liegenden Motive der Angsterscheinungen lassen sich durch eine von außen kommende Beeinflussung kaum beheben, und es wird wohl nur mit Hilfe des psychoanalytischen Verfahrens möglich sein, eine ausgebildete Tierphobie zu heilen[2]. Die Erkenntnis von dem tieferen Zusammenhang zwischen Angst und allgemein-seelischem Erleben wird uns veranlassen, mit pädagogischen Maßnahmen sehr vorsichtig zu sein und ein sich fürchtendes Kind nicht mit Zwang, Strafe oder anderen rigorosen Mitteln zu quälen; auch moralische, das Ehrgefühl anspornende Belehrungen sind besser zu vermeiden. Durch Erziehungseingriffe dieser Art können wir ein Kind seelisch zu stark belasten und einer bestehenden Angst noch verstärkte Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle zugesellen. Liebevolles Eingehen, ein Helfen durch eine verständnisvolle Unterhaltung oder in ausgeprägten Fällen eine Analyse sei empfohlen. Angsterscheinungen sind so lebenshemmend, daß man jedenfalls versuchen sollte, sie rechtzeitig zu beheben.

(Schluß folgt im nächsten Heft)

Ein „Paradiestraum"

Von Dr. Gustav Hans Graber, Stuttgart

I

Die in Mythen überlieferten menschheitlichen „Urszenen" kehren in unseren Träumen — und vornehmlich in denen der Kinder, deren Denken ja auch im Wachen dem Mythus näher steht als das der erwachsenen Kulturmenschen — so häufig wieder, daß man sie als eine besondere Art der typischen Traummotive, als die der mythischen bezeichnen muß. Wir nehmen damit Nietzsches Idee, daß das Traumdenken eine phylogenetisch ältere Denkart sei, wieder auf und ergänzen sie.

1) Oskar Pfister, Die Liebe des Kindes. S. 137. Verlag Bircher, Bern, 1922.

2) Eine Darstellung des Verlaufs einer Tierphobie und ihrer Heilung durch eine psychoanalytische Behandlung gibt uns Freud in der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben". Gesammelte Schriften, Band VIII. Es sei außerdem auf Freuds Schrift „Hemmung, Symptom und Angst" verwiesen. (Ges. Schriften, Bd. XI.)

Ich habe in meinem Buche „Zeugung, Geburt und Tod“ [1] auf einige der wichtigeren Beziehungen zwischen dem Mythus und dem Traumleben des Kulturkindes hingewiesen und möchte hier ein dort nicht erwähntes Beispiel dieser Art hinzufügen.

Es handelt sich um einen, den Sündenfallmythus teilweise reproduzierenden und teilweise modifizierenden „Paradiestraum“ eines fünfzehnjährigen Jungen, namens Max.

Die Mutter, die der Knabe als einziger Sohn sehr geliebt hatte, mußte schon in seinem fünften Lebensjahre in einer Irrenanstalt interniert werden. Er schloß sich um so enger an seine um ein Jahr ältere Schwester an. Nach der Wiederverheiratung des Vaters mit einer sehr jungen Frau wurde Max unverträglich, störrisch, launisch, zanksüchtig und grob. Sein Benehmen wuchs sich schließlich im letzten Jahre seiner Schulzeit, als die Schwester fortzog, um einen Beruf zu erlernen, derart zur Unausstehlichkeit aus, daß häufig Schlägereien zwischen Vater und Sohn vorkamen. Der Vater war dem starken Jungen nicht mehr gewachsen und sah sich genötigt, mich zur Erziehungshilfe beizuziehen.

Gleich zu Beginn der Analyse traten in den Träumen Todeswünsche gegen den Vater, Verleugnungen der eigenen Abstammung, sowie daraus erwachsende Schuldgefühle, Aktivierungen von Strafbedürfnissen und eigenen Todeswünschen auf.

Bei heftigen Widerständen gegen das Bewußtwerden dieser Vatereinstellung produzierte Max Tiraden des Lobes auf den Vater, bekam häufig Schwindelgefühle, abwechselnd Ohren-, Augen-, und Zahnschmerzen, schlief öfters während der Analyse ein, blieb der Stunde gelegentlich fern und log daheim vor, er wäre bei mir gewesen. Er glaubte sich bei allen Vorkommnissen unschuldig, weil verführt. In den Träumen aber beschwichtigte er sein unbewußtes Schuldgefühl dadurch, daß er oft in Schlachten sich selbst zum Helden — vor allem zum Winkelried — machte und sich für das Volk (Weib und Kind) — eigentlich aber für die Mutter — opferte, d. h. sich vom Gegner (vom Vater) erschlagen ließ, gleichsam zur Sühne dafür, daß er ihn erschlagen wollte.

Wie wenig Max im Grunde der sich dem Feind (Vater) als Opfer darbietende „Held“ ist, bezeugt eine bezeichnende Assoziation, die ihm zum angeblichen Abschiedswort des Schweizerhelden Winkelried, „sorget für mein Weib und meine Kinder“, einfiel, nämlich: „Ich wollte manchmal, wenn der Vater meint, er könne eine Sache besser verrichten als ich, es verrecke (mißlinge) ihm.“

II

Die mit Vernichtung drohende Vaterimago in der psychischen Konstellation des Knaben — oder sagen wir sein Über-Ich — wurde nun durch die Analyse soweit verändert, daß ein Traum sich bilden und bewußt werden konnte, der eine Situation des aus der Verdrängung gehobenen Naturrechtes spiegelt und dieses dem Vaterrecht gegenüberstellt, freilich so, daß der Junge einen Teil des letzteren noch selber vertritt. Der Traum lautet:

„*Ich bin mit meiner Schwester in einem schönen Garten. Plötzlich schreit sie und springt vom Stuhle auf. Im Gebüsch ist eine Schlange, die kampfbereit sich in die Höhe ringelt. Ich nehme eine Rute und schlage ihr den Kopf ab. Da gehen wir aus dem Garten hinaus und begraben die Schlange.*“

---

1) Merlin-Verlag, Baden-Baden 1930.

Ich frage ihn, was ihm zur Schlange einfalle.

„Sie ist groß, lang, dick und wüst. Ich möchte gerne einmal eine lebendige sehen, die mich verfolgt. Sie ringelt sich so auf und stellt den Kopf in die Höhe. Man weiß nicht, ob sie nicht einen Sprung macht. Sie hat es auf die Schwester abgesehen und sieht sie mit frechem Blick an."

„Was hat sie denn für Absichten gegen die Schwester?" — „Wie! Wenn sie Beine hätte, so wie in der Bibel, 10 bis 20 Beine! Sie ist aber das niedrigste aller Geschöpfe und verkriecht sich in Höhlen. Es soll eine Strafe dafür sein, daß sie Adam und Eva verführte." — — — Pause.

„Und worin bestand denn die Verführung?" — „Ja, auch der liebe Gott fragte die beiden, ‚warum versteckt ihr euch'? Und da antwortete Adam: ‚Wir haben von den Äpfeln gegessen'. . . . . Nein, er sagte etwas anderes: ‚Wir hatten Angst vor der Schlange'. . . . . Nein, auch das sagte er nicht. . . . . Ich weiß es nicht mehr, was er sagte."

„Er gab an, sie hätten sich geschämt, weil sie nackt seien." — „Ich wußte es nicht mehr. . . . . Und dann vertrieb sie Gott aus dem Paradies, und Eva mußte unter großen Schmerzen ein Kind gebären, und er mußte arbeiten. . . . . Der Sündenfall mußte aber doch sein, sonst wüßten wir heute nicht, was Sünde ist. Gott wollte es so. Und so kommt die Schlange auch im Traum als böser Geist zur Schwester, weil diese etwas gesündigt hat. Sie will ihr Angst machen."

„Und hast du eine Ahnung, was sie gesündigt hat?" — „Es sündigen doch alle Menschen. Niemand ist davon frei. Wenn die erwachsenen Menschen es auch nicht mehr sagen, als Kind haben sie es doch getan. . . . . Früher hat meine Schwester immer Konfitüre genascht, und dann hat sie stets mir die Schuld gegeben. Sie machte überhaupt immer die Angeberin, wenn wir etwas verübt hatten . . . ."

„Was habt ihr denn verübt?" — „Einmal fuhren wir zusammen in einem Wägelchen an eine Mauer und die Stange brach ab. Da mußte ich für sie lügen. Ich mußte überhaupt immer für sie lügen, auch wenn sie abends nach acht Uhr heimkam. . . . . Vorhin als ich zu Ihnen kam, sah ich ein schönes Mädchen, das immer zu mir schaute und ich zu ihm, und als ich bei der Straße abbog, schaute es mir nach. Ich denke jetzt immer daran. . . . . Es kommt eben eine Zeit, da man statt Vater und Mutter jemand anders lieb hat, und zwar hält man ein Liebesverhältnis . . . . Das behält man für sich. Man sagt es auch nicht Vater und nicht Mutter, etwa noch der Schwester. Diese hat auch schon richtige Liebesverhältnisse. Manchmal spinnt sie daheim immer von Liebe und schwärmt für Schauspieler und Sänger oder sonst jemand. . . . . Man denkt nichts weiter und hat einfach Freude, und nur die Liebe spielt eine Rolle. Und daß es schaden könnte, sieht man nicht. Es ist aber heutzutage nicht gut ein Verhältnis zu haben. Die Fräulein lassen sich bezahlen, und dann ist alles aus."

Max schläft ein. Ich wecke ihn. Nun ist er wieder ganz in der Traumsituation: „Wenn ich mit der Schwester Krach gehabt hätte, so hätte ich ihr im Traum nicht geholfen, oder dann nur aus Mitleid . . . oder ich wäre überhaupt nicht mit ihr in den Garten gegangen. Dann hätte die Schlange sie gebissen und getötet, und ich wäre hernach reuig geworden . . . Wissen möchte ich nur, wie es im Paradies weitergegangen wäre, wenn die Schlange nicht dazugekommen wäre."

„Wie stellst du es dir vor?" — „Ich weiß es nicht. . . . Die Knaben erzählen einem immer so Schweinereien. Sie sagen, sie gingen abends in den Wald und machten das und das. . . . Einmal, als ich noch ganz klein war, etwa so vierjährig, ging ich mit der Schwester ins Konsumgeschäft, und dann fanden wir den Rückweg nach Hause nicht mehr. Man brachte uns auf die Polizei und von dort aus heim. . . . Einst lag ein Betrunkener am Boden. Wir fuhren mit unserem kleinen Leiterwagen an ihm vorbei. Da erwachte er und sprang uns nach. Wir flohen so wie Adam und Eva. . . . Und einmal, da habe ich der Schwester den Rechen ans Bein geschlagen und ein Zinken drang ins Fleisch. . . . Als wir noch klein waren, schliefen wir alle im selben Zimmer, und einmal als Vater und Mutter fort waren, rannten wir alle ins Bett, und es wußte niemand etwas davon. . . . Jeden Sonntag morgen stiegen wir zu Mama und Papa ins Bett und schmissen uns Kissen an . . . Einmal waren wir alle krank, und wir hätten verreisen können, aber wir hatten Fieber. Da schlugen meine Schwester und ich den Fiebermesser hinunter, und wir konnten reisen . . . Und wenn die Mutter etwa mal die Matratzen hohl gelegt hatte, so schlüpften meine Schwester und ich durch und kreuzten uns und kamen am anderen Ende wieder heraus. . . . Ein andermal stiegen meine Schwester und ich in den Keller hinunter. Ich versteckte mich da, und sie schloß mich darauf ein. So blieb ich vier Stunden eingeschlossen und wußte nichts anderes zu tun als Äpfel zu essen. . . . Etwas, das sage ich nicht gern. . . . Die Schwestern sangen einmal ein Lied, aber immer nur den Anfang, und das weitere wollten sie nicht sagen. Schließlich gegen Versprechung von Geschenken sagten sie es mir, aber ich weiß nicht mehr wie es hieß. Es war so ein Gassenhauer, den sie im Bett sangen, immer im Bett. . . . Jetzt weiß ich es:

‚Komm, mein Schatz, wir trinken ein Likörchen,
und dann flüstre ich dir was ins Öhrchen,
und dann legen wir uns auf die Bank,
und nach neun Monaten bist du krank.'

Damals war ich etwa siebenjährig. Und jetzt denke ich, wenn doch Gott alles machen konnte, warum hat er denn Adam und Eva keine Kleider gemacht?"

III

Die Analyse mußte aus äußeren Gründen nach 12 Stunden an diesem Punkte abgebrochen werden.

Was hat nun der Traum von Max mit dem uns bekannten jüdischen Mythus gemein? Oder besser gefragt, welches Problem, welches Lebensprinzip steckt hinter dem Mythus einerseits und dem Traum und Gehaben des Knaben anderseits verborgen?

Und dann die weitere Frage: Worin unterscheiden sich Mythus und Traum? Verschafft sich allenfalls im letzteren noch ein zweites Lebensgesetz Geltung?

Wenn wir die tiefsten Strömungen im erwähnten Mythus und Traum verfolgen, dann finden wir, daß wir sie eigentlich nur in einem Kreuzungspunkte getroffen haben, daß sie jedoch in entgegengesetzter Richtung fließen. Ich möchte sagen: Im Sündenfallmythus verläuft die Entwicklung vom Naturrecht zum Gesetz der Beschränkung, zum Vaterrecht, zum Zivilrecht, kurz zu dem, was sich später

Zivilisation oder Kultur nennt, während umgekehrt bei Max in der Analyse das starre Vaterrecht, die drückende Vaterbindung sich löst und — wenigstens im Traum und in den Einfällen dazu — sich wieder die Innigkeit des Geschwistertums, des naturgeschaffenen Blutbandes — kurz, das Naturrecht Geltung zu verschaffen sucht.

Im Mythus benimmt sich der etwas launische Gott den ersten Menschen gegenüber ähnlich unkonsequent, wie er sich bei der Sintflut benahm (wo er erst Geschlechtsverkehr und Machtstreben verbot und nach der Flut gebot. Siehe darüber: „Zeugung, Geburt und Tod", S. 123). Gott segnet die Menschen, gebietet ihnen fruchtbar zu sein, sich zu mehren, die Erde zu füllen und sie sich untertan zu machen. Und alle Tiere und Pflanzen — auch alle Bäume — sind zu ihrem Dienste und ihrer Ernährung da. Dann aber wird Gott reuig und stellt sein erstes Verbot auf. Dadurch kam Gut und Böse in die Welt. Weil ein Gebot gegeben wurde, nicht weil man es übertrat. Gut und Böse sind auch bereits erkannt, sobald man Erlaubtes und Unerlaubtes scheidet.

Auf die Schrankenlosigkeit und Einheit des Naturrechtes, d. i. den Anspruch auf freie Befriedigung naturgemäßer Triebe, dem der anarchistische Satz, „alles ist allen erlaubt", entspricht, folgte die Beschränkung durch das Vaterrecht, wobei wir in Gott den erhöhten und projizierten Vater oder Urvater wiederfinden, der den Söhnen (den Kindern Gottes) Verbote auferlegt und sie damit aus dem Paradiese der freien Geschlechtsbetätigung vertreibt.

Die Schlange, der alte Teufel, ist in dieser Auffassung auch eine Abspaltung und ein Teil Gottes oder des Ur-Vaters, ist, intrapsychisch gesehen, dessen eifersüchtige Regung gegen die Söhne. Die Sünde (= Sonderung) ist also auch eine Sünde des Ur-Vaters (= Gottes), und wir erinnern uns dabei einer in diesem Zusammenhang nicht mehr so befremdlich anmutenden Äußerung des schweizerischen Sektenstifters Anton Unternährer, über den uns Hermann Rorschach eine ausgezeichnete Studie[1] schrieb. Unternährer nämlich war der Meinung, daß das eigentlich Sündhafte am Sündenfall darin bestand, „daß die Menschen überhaupt den Sündenfall für einen Sündenfall hielten" und vor das Geschlechtliche, welches mit dem Symbol der verbotenen Frucht, mit dem Genuß des Apfels gemeint ist, eine Verbottafel setzten und sich seiner schämten.

Wie verhält sich nun die Sache bei Max und seinem Paradiestraum?

Wir sahen, daß in seiner Liebesbeziehung die Schwester an die Stelle der Mutter trat. Das Geschwistertum ist aber das Band der Urwesen und die Verbindung des Geschwisterpaares, der in Mythen (auch in jüdischen) sich häufig findende Blutverein, der Ursprung verschiedener Völker.[2]

Daß es sich um eine geschlechtliche Beziehung zwischen Max und seiner Schwester handelt oder gehandelt hat, und daß diese einen ähnlichen Charakter hat wie die Beziehung zwischen Adam und Eva im Garten Eden, das zu erkennen, dürfte aus den Einfällen, die Max zum Traume gibt, leicht erkannt werden.

---

1) Int. PsA. Verlag 1927.

2) Unternährer meint, daß es teuflisch sei, jemanden als Vater oder Mutter zu bezeichnen, da alle Menschen untereinander Brüder und Schwestern seien. Er errichtet also das matriarchalisch-chthonische Zeitalter des urzeitlichen Blutvereins im Geschwistertum.

Einige Anhaltspunkte (die Schlange lasse ich vorläufig aus dem Spiel): Max hat den Grund, warum die Menschen sich vor Gott versteckten — nämlich das erotische Moment — verdrängt, weiß aber dann, daß die Strafe oder die Folge für die sündige Tat für Eva die schmerzvolle Geburt eines Kindes ist. Genau so scheint er sich nicht mehr direkter sexueller Handlungen mit seiner Schwester zu entsinnen, dafür aber fällt ihm am Schlusse noch gerade jener Gassenhauer der Schwester ein, wonach eben das Mädchen nach neun Monaten krank wird, wenn man sich mit ihm auf die Bank legt.

Aber wenn wir auch jene Übereinstimmung nur streifen, daß die Schwester wie Eva als die Verführerin und als die Angeberin auftritt, so sind auch sonst Anzeichen genug vorhanden, daß eben auch Max die erotische Beziehung zur Schwester gesucht oder gefunden hat. Er begeht, wenn er mit ihr im Wägelchen fährt, eine Fehlhandlung und lenkt an die Mauer, daß die Stange (!) bricht, springt im analytischen Gedankengang von der Schwester ab auf ein anderes Mädchen, dem er verliebt nachguckt, spricht von Liebesverhältnissen überhaupt, von Trennung von Vater und Mutter, ist scheinbar eifersüchtig auf die Liebesschwärmerei der Schwester, schläft an dieser Stelle in der Analyse ein, spricht, geweckt, davon, daß er im Traum der Schwester nur zu Hilfe geeilt oder überhaupt mit ihr in den Garten gegangen sei, weil er ein gutes Verhältnis zu ihr habe.

Das Liebesverhältnis, bei dem man, wie Max sagt, Vater und Mutter verläßt, hat die beiden Geschwister übrigens früh schon eine bezeichnende Fehlhandlung begehen lassen: Sie finden den Rückweg nach Hause nicht mehr. Sie fliehen unbewußt das Elternhaus, bewußt den Betrunkenen — so wie Adam und Eva, die zwei Liebenden, Gott flohen.

Ganz deutlich wird der Sinn des Fliehens und Versteckens in den verschiedenen Bett- und Kellerszenen (Äpfelessen) und in der aggressiven Symbolhandlung, wo Max der Schwester den Rechenzinken ins Bein schlägt.

Zum Schluß noch ein Wort über die Schlange. Ganz allgemein gilt sie psychoanalytisch als Penissymbol. Hier hat sie eine weitere Bedeutung. Im Mythus erkannten wir sie als den von Gott abgefallenen Teil, als den Teufel, den Widersacher, den Verführer. Eigentlich aber müssen wir sie als den Inbegriff des Geschlechtlichen bezeichnen. Gerade deshalb trifft sie die größte Strafe, weil sie eben das dunkle Lebensprinzip der übermächtigen Geschlechtlichkeit vertritt, das vom bewußten Wollen gemeistert, gebändigt werden muß.

Im Traume nun vollzieht Max — ähnlich wie dies in den indischen und auch griechischen Mythen von den großen Schlangenopfern der Fall ist, die Strafe an der Schlange selbst. Er köpft sie, d. h. er verhilft, da er immer noch in starker Identifikation mit dem Vater und dessen Geboten steht, wie im Kadmenischen oder Jasonischen Mythus, den Gesetzen der Paternität, den göttlichen Lichtmächten, zum Siege und vollzieht das Schlangenopfer — die symbolische Kastration an sich und am Vater. Eros, der Urgott, ist getötet, und die Mächte der Verdrängung feiern wie im Sündenfallmythus, so auch hier, ihre Triumphe.

Damit glaube ich auch — freilich nur skizzierend — einen Versuch zur Beantwortung der mir gestellten Fragen unseres Vergleiches gegeben zu haben. Wenn ich abschließend im Endeffekt von Traum und Mythus eine Übereinstimmung konstatierte, so stimmt es wohl trotzdem, daß, wie ich vorher betonte, die tiefsten Strömungen entgegengesetzt verlaufen: im Mythus vom Natur-

recht zur Kultur der Paternität und bei Max von der (freilich übertriebenen) Kultur zum Naturrecht. Dieser Verlauf wurde durch den Analysenabbruch unterbrochen. In dem am Anfang der Behandlung entstandenen Traum gelangt noch viel der früheren Einstellung zum Ausdrucke.

Wir finden im Mythus wie im Traume die Kompromißbildung zwischen Trieb und Verdrängung. Im Mythus vom Paradiese hat letztere gesiegt, die patriarchalische Kultur hat den Inzest verboten und aus dem Paradiese vertrieben. Im Traume bricht — in verhüllter Art — der alte Triebwunsch durch. Aber auch hier sehen wir das Kompromiß, denn die Schlange, der Versucher, wird getötet; damit ist nicht nur die „Sünde" des Vaters, sondern auch die eigene Geschlechtlichkeit beseitigt.

Sehnsucht nach der Mutter

Von Hildegard Kuhn, Kronberg, Taunus

Im Folgenden gebe ich einige Beobachtungen bekannt, von denen ich annehme, daß sie für Psychoanalytiker und Pädagogen von Interesse sein dürften.

Eva, 13 Jahre alt, ist im Internat eines Oberlyzeums. Ihr Vater ist tot, die Mutter, früher vermögend, verarmt. Die Geschwister, davon ein Bruder älter, einer jünger als Eva und das jüngste Kind, ein Schwesterchen, sind abwechselnd bei der Mutter und bei Verwandten. Diese tragen auch die Kosten für Unterhalt und Unterricht der Kinder. Eva hört seit Ostern nichts von ihrer Mutter. Dafür prahlt sie bei den Mitschülerinnen umsomehr von zu Hause, wie oft sie dort ins Kino geht, wie oft ins Theater und Café. Die Kameradinnen fühlen sich dadurch abgestoßen und wenden sich von ihr ab. Eva schilt auf Internat, Schule, Lehrer, Schülerinnen. Als sie wieder beim Prahlen ist, erkläre ich ihr ruhig, daß sie augenblicklich kein Geld hat und daß ihre Prahlerei überhaupt sinnlos ist. Ich nehme mir vor, ihrer Mutter zu schreiben, daß Eva sehr auf Nachricht von ihr wartet. Da Evas Geburtstag näher kommt, warte ich noch damit. Eine Stubenschwester hat mit ihr am gleichen Tag Geburtstag und bekommt Briefe uud Pakete von Vater und Mutter. Eva bekommt solche von Verwandten und endlich einen Brief mit Photo von Mutter und Schwesterchen. Geschenke soll sie in den Ferien haben. Eva trägt die kleine Photographie überall mit sich. Aber es fehlt das Reale. Während des Unterrichtes träumt sie.

Sie ist groß für ihr Alter, aber sie sagt: „Ich wollte, ich wäre ganz klein, 30 cm groß und hätte ganz kleine Glieder." Eines Abends komme ich ins Kinderschlafzimmer, da ruft sie: „Hören Sie mal, ich kann ganz genau so weinen wie ein Baby." Dabei verkriecht sie sich unter die Decke und stößt Laute aus wie ein Neugeborenes. Zu einer älteren Schülerin hat sie eine zärtliche Zuneigung. Diese muß abends an ihr Bett kommen, wird zugedeckt, geküßt: „Du bist doch mein süßes Kleines."

Eines Tages kommt Evas Tante. Sie sagt, Eva soll während der Ferien nicht zu ihrer Mutter, sondern der weiten Reise und des angeblich schlechten Einflusses der Mutter wegen zu den Großeltern. Eva macht Aufgaben, ich frage sie etwas Belangloses, sie fängt an zu weinen, bittet mich, allein mit ihr zu sprechen. Dann erzählt sie, daß sie in den Ferien nicht zur Mutter könne, wie die andern. Sie sagt, es sei nicht schön im Internat, die Kinder seien nicht nett, sie liefe am liebsten fort. Ich

höre ruhig zu, mache ihr dann klar, daß sie ohne Geld und Nahrungsmittel nicht weit komme. Sie sieht das ein. „Dann muß ich mich eben tot machen." Am nächsten Tag fährt sie mit der Tante in die Stadt zum Einkauf ihrer Reisekleider, das ist eine Ablenkung. Ich sang abends mit den Kindern. Eva liebt ein Lied in Moll. Das lernt sie und singt es immer wieder. Sie sagt: „Ich kann singen wie eine Frau." Jetzt darf sie im Internatchor singen und ist darüber glücklich. Auch tanzt sie gern, obgleich sie ziemlich ungelenk ist. Von den Brüdern erwähnt sie fast nichts, während sie Mutter und Schwesterchen sehr liebt.

Aus diesen Tatsachen, die sich teilweise in anderer Folge abspielten, erkenne ich die große Sehnsucht des Kindes nach der Mutter und ihrer Zärtlichkeit. Es ist oft ein unbewußtes Zurückverlangen nach dem Mutterleib, das sich mir auszudrücken scheint im dem Wunsch, klein zu sein, im Wimmern, im Wunsch, sich zu töten. Ersatz sucht sie im Prahlen, in der Zärtlichkeit zu der Freundin, bei der sie die Mutterrolle übernimmt, und im Singen.

Meine Beobachtungen wurden durch die Ferien unterbrochen.



BERICHTE

Bücher

ERNST KRETSCHMER: **Über Hysterie.** Georg Thieme Verlag, Leipzig. **Medizinische Psychologie**, ebendort.

Unter den deutschen Psychiatern zeigte Kretschmer seit jeher ein besonderes Interesse für Psychoanalyse, er gab durch Schaffung seiner Typenlehre den Anstoß zu einer neuen Entwicklung der Konstitutionsforschung. K. vereinigt zusammengehörige körperliche und seelische Merkmale unter diesem übergeordneten Begriff und fordert, daß jeder Krankheitsfall auf vielerlei Ursachenketten zurückgeführt werde. Dabei räumt er der Psychoanalyse eine große Rolle ein.

Die zweite Auflage seines Buches über Hysterie enthält ein neues Kapitel über „Konstitution und Charakter"; er untersucht, fußend auf Kräpelin und Freud, biologisch, psychologisch und nervenphysiologisch den hysterischen Reaktionstypus. Außer den hysterischen Symptomen als Ausdruck von persönlichen Triebschicksalen hat Kretschmer schon früher ausgeführt, wie tief phylogenetisch der hysterische Mechanismus in der Tierreihe nachweisbar ist („Sichtotstellen." „Bewegungssturm.") Nun weist er auf die Häufigkeit einer Gruppe von Konstitutionsanomalien hin, vor allem auf den sexuellen Infantilismus bei Hysterie. Die Beziehung zwischen Hysterie und Sexualtrieb erkennt Kretschmer zwar an, hält aber den FREUD'schen Standpunkt für einseitig. Obwohl das Buch eine rein klinische Abhandlung über Hysterie darstellt, ist es für den Erzieher, der sich mit Psychologie eingehend beschäftigt hat, fast völlig verständlich.

In seiner „Medizinischen Psychologie" gibt der Verfasser eine lebendige Darstellung der modernen psychologischen Untersuchungsmethoden und der Ergebnisse der Hirn-Seeleforschung. Er bemüht sich die Zusammenhänge zwischen den seelischen Hauptfunktionen und dem anatomisch-physiologischen Aufbau zu zeigen. K. verfügt über ein großes Maß von Einfühlung in einzelne Lehren der Psychoanalyse und ver-

sucht, ähnlich wie es Bleuler immer wieder tut, die Psychiater davon zu überzeugen, daß sie bei Freud dauernd lernen können. Es heißt u. a.: „Bei all dieser kritischen Zurückhaltung müssen wir aber unumwunden anerkennen, ein wie großer Bruchteil unserer heutigen, wirklich praktisch brauchbaren Erkenntnisse und Formulierungen in der ärztlichen Psychologie teils direkt von Freud geschaffan, teils indirekt unter dem Einfluß seiner fruchtbaren Ideen in der klinischen Psychiatrie (oft wider Willen derselben) entstanden sind. Wir betonen dies hier um so mehr, als es die Menge dieser guten empirischen Erkenntnisse und glücklichen Formulierungen nicht erlaubte, überall im Text die Herkunft jedes einzelnen Gedankenganges zu zitieren." Vielerorts stützt sich Kretschmer auf die Ergebnisse der psychoanalytischen Schule. Das Buch ist wertvoll für Ärzte, Psychologen und Pädagogen, die sich auch mit den modernen experimentellen Methoden der Intelligenzprüfung befassen wollen und für soziologisch Interessierte. Für den Fernerstehenden ist die „Literarische Beratung" und die Verdeutschung psychiatrisch-neurologischer Fachausdrücke am Schluß ein guter Führer. Das Bedeutungsvolle der Kretschmerschen Veröffentlichungen liegt auch darin, daß sie Biologie und Psychologie zu jener Grundlage vereinen, die Freud für die künftige Trieblehre fordert. **Meng**

„Weltliga für Sexualreform" Kopenhagen. 1.—5. Juli 1928. Georg Thieme Verlag, Leipzig 1929.

Der 300 Seiten umfassende Kongreßbericht enthält 48 Originalarbeiten und Resolutionen. Sein Studium lohnt sich für Ärzte und Erzieher, selbstverständlich ist die Qualität der einzelnen Arbeiten ganz verschieden. Unter den Mitarbeitern seien genannt: Leunbach, Haire, Hirschfeld, Krische, Peter Schmidt, Helene Stöcker, Hertha Riese, Hodann, Lampel, über psychoanalytische Probleme in Zusammenhang mit Sexualreform sprachen Friedjung und Meng. Außerdem nahm eine Reihe von Autoren zu einzelnen Ergebnissen der Freud'schen Forschung Stellung, z. B. Krische zu dem Buch „Zukunft einer Illusion". Er weist dabei auf Folgendes hin: „Im Gegensatz zu vielen Gelehrten, die heute eine deutliche Stellungnahme zum religiösen Problem vermeiden oder Kompromisse schließen, jedenfalls nicht aussprechen, daß ihre Erkenntnisse den Glauben an eine Offenbarungsreligion mit einem Gott der Hilfe ausschließen, wird von Freud in scharfsinniger Durchleuchtung mit bewunderungswertem Mut und radikaler Einstellung unter Ablehnung auch aller Verfeinerungen der naiven Systeme der illusionäre Charakter der Religionen nachgewiesen. Ich unterscheide mich von Freud hinsichtlich der Erwartung, die jetzt und einstweilen hilflose Masse, die heute noch unfähig zur Befreiung von der Illusion ist, zu dieser Befreiung zu bringen. Hier denke ich weniger pessimistisch als Freud, da ich überzeugt bin, daß mit dem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg der Massen eine sexuelle Emanzipation Hand in Hand gehen wird." Peter Schmidt versuchte zu zeigen, daß ohne Kenntnis des Unbewußten der Praktiker unmöglich Rat erteilen könne über Störungen des Sexuallebens. Er hebt die Forschungen von Freud und Steinach hervor. Zur Strafrechtsreform nehmen eine Gruppe von Autoren Stellung, besonders wertvoll ist die Veröffentlichung von Pasche-Oserski über die Sexualgesetzgebung in der Sowjet-Union. Für den Arzt sind besonders die Zusammenhänge interessant, die Lampel in seiner Arbeit aufweist. „Sexualpathologische Alterationen nach Encephalitis epidemica, deren soziale und kriminelle Bedeutung."

Es ist ein Verdienst von Hertha Riese und von Leunbach, die selbst durch

mehrere Beiträge vertreten sind, die Sammlung der Kongreßvorträge der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Aufgaben, die die Weltliga zu lösen versucht, sind in folgenden Forderungen zusammengefaßt:

„Politische, wirtschaftliche und sexuelle Gleichberechtigung der Frau, Befreiung der Ehe (besonders auch der Ehescheidung) von kirchlicher und staatlicher Bevormundung. Geburtenregelung im Sinne verantwortungsvoller Kinderzeugung. Eugenische Beeinflussung der Nachkommenschaft. Schutz der unehelichen Mütter und Kinder. Richtige Beurteilung der intersexuellen Varianten, insbesondere auch der homosexuellen Männer und Frauen. Verhütung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten. Die Auffassung sexueller Triebstörungen, nicht wie bisher als Verbrechen, Sünde oder Laster, sondern als mehr oder weniger krankhafte Erscheinungen. Ein Sexualstrafrecht, das nur wirkliche Eingriffe in die Geschlechtsfreiheit einer zweiten Person bestraft, nicht aber selbst in Geschlechtshandlungen eingreift, welche auf dem übereinstimmenden Geschlechtswillen erwachsener Menschen beruhen. Planmäßige Sexualerziehung und Aufklärung."

Meng

K. KOFFKA, Die Grundlagen der psychischen Entwicklung. Einführung in die Kinderpsychologie. Zweite verbesserte Auflage. Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz, 1925.

In starker Anlehnung an Stern und Bühler entstand dieses Werk vor neun Jahren auf dem Boden der Gestalt-(und Struktur-)psychologie mit der deutlichen Betonung des Entwicklungsgedankens.

Der Verfasser versprach damals im Vorwort, „in den Vorgang der Umwandlung hineinzuführen, den die psychologische Wissenschaft im Augenblick durchmacht." Dies Versprechen gilt natürlich auch für die Neuauflage. Dabei aber findet man — trotzdem der Verfasser betont, er hätte die Änderungen in den Neuauflagen der Bücher von Stern (in die die psychoanalytischen Gedankengänge doch stark einbezogen wurden) berücksichtigt — nicht einmal den Namen Freuds im Register angeführt. Koffka ist durch eine unüberbrückte Kluft von den Umwandlungen der modernen psychologischen Wissenschaft getrennt.

G. H. Graber (Stuttgart)

Dr. R. A. PFEIFER, Das menschliche Gehirn. Verlag Wilhelm Engelmann, Leipzig. 154 S. mit 111 Abbildungen kart. M. 9.—. 4.—8. Auflage 1923.

In anschaulicher Weise trägt Pfeifer die hauptsächlichsten Kenntnisse über das menschliche Gehirn vor. Sehr gute Bilder erläutern den Text. Das Werk ist geeignet, als Lehrbuch für nicht ärztliche Psychologen und Pädagogen zu dienen, die sich gründlich über Bauart, Entwicklungsgeschichte und Krankheitsstörungen des gesamten Nervensystems unterrichten wollen. Gemeinverständlich werden die Versuche dargestellt, die die Hirnforschung zur Klärung der Beziehungen zwischen Mechanik des Geisteslebens und des Gehirnbaues machte. Die psychologischen Erklärungsversuche ruhen vorwiegend auf der Psychologie Wunds.

Meng

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Prof. Dr. Ernst Schneider in Stuttgart.
Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
(„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, VI., Köstlergasse 7.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I., In der Börse.

DAS PSYCHOANALYTISCHE VOLKSBUCH

Herausgegeben von Dr. Paul Federn und Dr. Heinrich Meng

Zweite, erweiterte Auflage: 2 Bände (mit 11 Bildtafeln)

in Ganzleinen RMark 11.—

Aus dem Inhalt des I. Bandes:

I. Teil: SEELENKUNDE

Federn-Meng . .	Stellung der Psychoanalyse zur übrigen Psychotherapie
Federn	Die psychoanalytische Heilmethode
Jekels	Fehlleistungen im täglichen Leben
Nunberg	Über den Traum
Sachs	Der Witz
Alexander . . .	Der Aufbau des Ichs (Das Unbewußte. Es, Ich, Über-Ich)
Landauer	Die Triebe (Sexualtriebe. Perverse Triebe. Ödipuskomplex. Kastrationskomplex. Sublimierung. Wiederholungszwang)
Landauer	Die Gemütsbewegungen oder Affekte

II. Teil: HYGIENE

Meng	Zwang und Freiheit in der Schulerziehung
Schneider	Kinderfehler
Meng	Hygiene des Kindes
Meng	Schutz durch sexuelle Aufklärung
Aichhorn	Psychoanalytisches Verständnis und Erziehung Dissozialer
Federn	Schutz vor Nerven- und Geisteskrankheiten
Federn	Körperliche Hygiene des Geschlechtslebens
Federn	Seelische Hygiene des Geschlechtslebens
Schneider	Schutz durch Beratung in Lebensfragen (Berufswahl, Liebeswahl usw.)

Aus dem Inhalt des II. Bandes:

III. Teil: KRANKHEITSKUNDE

Landauer	Erkrankung und Gesundung als seelischer Vorgang
Landauer	Körperlich verursachte Erkrankungen
Hollós	Der Sinn der Geisteskrankheiten
Meng	Neurasthenie, Neuropathie, Psychopathie des Kindesalters
Landauer	Die Bewußtseinsstörungen
Meng	Zwangsneurose und ihre Behandlung
Federn	Hysterie und ihre Behandlung
Federn-Meng . .	Störungen des Geschlechtsaktes
Ferenczi.	Organneurosen und ihre Behandlung
Landauer	Gemütserkrankungen. Schizophrenie
Landauer	Paranoia
Hollós	Pflege der Geisteskranken
Deutsch	Hausarzt und Psychoanalyse

IV. Teil: KULTURKUNDE

Federn	Psychoanalyse und Medizin
Kohn	Die Psychoanalyse in den Gesellschaftswissenschaften
Staub	Psychoanalyse und Strafrecht
Sachs	Psychoanalyse und Dichtung
Pfister	Psychoanalyse und bildende Kunst
Pfister	Psychoanalyse und Sittlichkeit
Federn	Märchen-Mythus-Urgeschichte
Jones	Psychoanalyse und Religion

Zu beziehen durch:

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG

Wien, I., In der Börse